P. o. germ.
1333
Ci

P.O. germ.
1333 ci

Schönhuth

GESCHENK
FRESENIUS

Historie
von
Kaiser Oktavianus,
gar wunderbarlich und anmuthig zu lesen.

Mit schönen Figuren geziert.

Neu erzählt
von **Ottmar F. H. Schönhuth.**

Reutlingen,
Druck und Verlag von **Fleischhauer** und **Spohn.**
1855.

D 1858

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Von Kaiser Oktavianus und seiner frommen Gemahlin.

Als König Dagobertus in Frankreich regierte, war zu Rom ein gewaltiger und unüberwindlicher Kaiser, genannt Oktavianus. Seine Gemahlin galt damals für die schönste und tugendsamste unter allen Frauen, darum sie von allem römischen Volk gelobt und hochgeehrt ward. Der Kaiser und seine Gemahlin wohnten gar glücklich und freundlich bei einander, aber leider hatte ihnen Gott kein Kind verliehen, was ihnen Beiden im Stillen viel Schmerzen verursachte. Bei all ihrem Glücke fühlten sie sich doch gar einsam, und ihr einziger Wunsch ging dahin, daß doch einmal diese Gottesgabe ihnen zu Theil werden möchte. Nach langer Zeit wurde ihnen dieser Wunsch endlich erfüllt. Die Kaiserin gebar auf einmal zwei Söhnlein, die waren so lieblich und schön anzusehen, daß man es nicht genug beschreiben kann. Darüber waren beide Eheleute gar hoch erfreut; aber nur Eine freute sich nicht mit, und das war die Mutter des Kaisers, welche schon längst gegen die fromme Schwiegertochter feindselig gesinnt war. Deßhalb fing sie sogleich an, bösen Samen einzustreuen. Sie erregte Zweifel im Herzen des Kaisers, als ob es nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre, daß die Kaiserin auf einmal zwei Söhnlein geboren, und wie sie zuverläßig die Treue gegen ihn verletzt hätte. Als sie der Kaiser

nicht anhörte, lief ſie in das Gemach ihrer Schwiegertochter, und machte ihr die bitterſten Vorwürfe, als ob ſie an dem Kaiſer untreu gehandelt hätte. Fürwahr, ſprach ſie zuletzt, ich will dir verſchaffen, daß man dich mit deinen zwei Kindern verbrennen ſoll. Mit dieſen Worten lief ſie zu den Kindlein und wollte beide erwürgen. Aber es waren einige fromme Frauen anweſend, die verhinderten ſie an ihrer Bosheit. Ehe aber das böſe Weib das Gemach der Kaiſerin verließ, ſtieß es noch die böſen Worte aus: „Wohlan, es ſei bei Gott geſchworen, ihr müſſet alle Drei eines böſen Todes ſterben, denn du biſt ein falſches Weib und haſt zween Baſtarde geboren.“ Im Schrecken ſprang die Kaiſerin aus dem Bette, aber vor Schwachheit wäre ſie in Ohnmacht gefallen, wenn nicht die frommen Frauen ihr zu Hülfe gekommen wären; die gaben ihr die beiden Kindlein wieder in den Arm, und die betrübte Mutter küßte ſie, vor Freude weinend, daß ſie doch noch am Leben waren.

Darnach ſann die böſe und verruchte Schwiegermutter Tag und Nacht darüber nach, wie ſie doch die Kaiſerin ſammt ihren Kindlein um's Leben bringen möchte. Bald kam ſie zu dem Kaiſer mit gar kläglicher Geberde: „Ihr dauert mich, mein Sohn,“ ſo begann die Boshafte, „daß Ihr diejenige für ſo gar fromm haltet, welche ſich gegen Euch ſo untreu erzeigt hat.“ Der Kaiſer entgegnete: „Ach Mutter, was habt Ihr, daß Ihr Euch ſo gar arg geberdet?“ „Wahrlich,“ ſprach ſie, „wann ich an Eure Gemahlin denke, ſo kann ich nur klagen und betrübt ſein: ſie iſt die allerſchnödeſte Frau auf Erden und hat gewiß mit einem böſen Buben Umgangs

gepflegt; darum, mein lieber Sohn, laſſet Euch von ihr ſcheiden und pfleget keine Gemeinſchaft mehr mit ihr, denn ſie iſt ein böſes Weib." Der Kaiſer wußte nicht, was er thun ſollte in dieſer Sache, denn er hatte ſeine Gemahlin gar lieb. „Laßt mich," ſprach er zu ſeiner Mutter, „bis meine Gemahlin das Wochenbett verläßt, dann will ich ſie und ihre Baſtarde hart beſtrafen, und die Schande nicht auf mir ruhen laſſen."

Zweites Kapitel.

Wie des Kaiſers Mutter eine große Bosheit zuwege bringt, und die Kaiſerin in böſen Verdacht geräth.

Und es geſchah, als die Zeit vorüber war und die Kaiſerin wieder geſund und wohl in ihrem Gemach ſich erging, da kam der Kaiſer zu ihr und ſprach: „Liebe Frau, ich will dieſe Nacht in St. Peters Münſter wachen, und Gott, dem Herrn, auch der heiligen Jungfrau und den Zwölf Boten Lob und Dank ſagen, daß Ihr alſo glücklich wieder aufgeſtanden ſeid." Dieſe Zeit benützte die böſe Schwiegermutter, um ihre ſchon längſt erdachte Bosheit auszuführen. Als der Kaiſer in das Münſter ging, und die Kaiſerin neben ihren Kindlein in einen ſanften Schlummer ſank, da holte ſie einen Diener herbei, der freilich auch keines redlichen Gemüths war; dem verſprach ſie 10 Mark Silber, ein köſtlich Kleid und ausgerüſtet Pferd, und führte ihn in die Kammer, wo die Kaiſerin ſchlief; da mußte er ſich wider ſeinen Willen neben die Kaiſerin legen, denn die böſe Frau redete ihm ſo lange zu, bis er nicht mehr widerſtehen konnte. Er

vergaß der Treue gegen seinen Kaiser, und that nach dem Willen des bösen Weibes; auch glaubte er sicher zu sein, so sehr er sich zuvor gefürchtet hatte, denn des Kaisers Mutter entdeckte ihm, daß der Kaiser diese Nacht in St. Peters Dom zubringen werde. So bald dieß geschehen war, lief sie zu dem Kaiser und zeigte ihm an, wie sie einen bösen Buben bei der Kaiserin gefunden; er möge nun kommen und selbst sehen.

Der Kaiser kam fast von Sinnen, als er solches erfuhr, und sogleich ging er mit seiner Mutter in die Kammer, wo die gute Kaiserin in sanftem Schlummer lag, und nicht wußte, daß sich der böse Diener neben sie gelegt hatte. Voll Grimm zog der Kaiser das Schwert, und wollte den bösen Buben mit der Kaiserin ermorden; jedoch bedachte er sich wieder, da er es für einen frommen Kaiser unziemlich hielt, so schnell zu richten. Da sprach die gottlose Mutter zu ihm: „Ei, was verziehet ihr so lange, und tödtet sie nicht auf derselben Stelle, da sie mit einander gesündiget haben?“ „Das wäre nicht recht,“ entgegnete der Kaiser, „wenn ich sie unverhört im Schlafe bestrafen würde.“ Während er so redete, sah er die fromme Gemahlin stets an, die so gar schuldlos da lag. Eben, als die beiden vor ihr standen, hatte die Kaiserin einen schweren Traum. Es däuchte ihr, als ob ein starker Löwe auf sie losginge, der sie zu Boden warf und ihren schneeweißen Schleier in Stücken zerriß; hierauf trug er ihre beiden Kindlein davon. „Ach Gott, meine lieben Kinder,“ rief die Kaiserin, „wer will mich an dem Löwen rächen?“ Da gingen ihr die Augen auf, und vor ihr stand der Kaiser mit gezücktem Schwert in der Hand. Doch darauf achtete sie nicht, sondern sie

ſah ſich nur um, ob ihre Kindlein noch da wären. Da ſieht ſie den Diener neben ihr liegen, und ſchrie mit lauter Stimme: „O mein Gott! wer hat mir eine ſolche Verrätherei zugerichtet? wer iſt doch der, welcher neben mir liegt?“ Darauf ſprach höhniſch des Kaiſers Mutter: „Ach, liebe Frau, es iſt eben der, den Ihr ſo lange ſchon lieb habt, und mit dem Ihr eben die Zeit zugebracht; mein Herr und Sohn hat ſolches ſchon längſt gemerkt, und nun iſt auf einmal Eure Schalkheit an den Tag gekommen.“ Unter Seufzen und Thränen ſprach die arme Kaiſerin: „Ach Gott! nun bin ich erſt verrathen und verkauft. O mein Herr und Kaiſer, habt Ihr doch nie eine Untreue von mir vernommen; ich bin ſchuldlos, deſſen iſt Gott mein Zeuge.“ Der Kaiſer war ſo betrübt, daß er lieber hätte todt ſein wollen, doch ſprach er: „Wer iſt wohl, der bei ſeiner Frau einen böſen Buben findet, und nicht glauben wollte, daß ſie gegen ihn wäre treubrüchig geworden?“ Die fromme Kaiſerin konnte kein Wort mehr hervorbringen, ſondern nur weinen. Aber der Kaiſer ſprach voll Grimm: „Frau, Euer Weinen hilft Euch nicht, denn ich habe die Sache zu gut erfahren.“ Von Stund an rief er ſeine Ritterſchaft und Diener herzu und ſprach: „Ihr ſehet hier, welch unehrliche That meine Frau an mir begangen; darum werfet ſie mit ſammt ihren Kindern in das tiefſte Gefängniß.“ Als die Kaiſerin nach ihres Gemahls Befehl von den Dienern abgeführt war, und der Kaiſer mit dem böſen Diener allein war, faßte ihn ein ſolcher Grimm, daß er demſelben, ohne ſeine Verantwortung anzuhören, das Haupt ſpaltete. Am andern Tag ließ er den Leichnam hinausſchleifen und an den Galgen hängen.

Nun hielt der Kaiser weiter Rath, was er mit seiner Gemahlin und den beiden Kindern anfangen sollte. Er erzählte den versammelten Räthen den ganzen Hergang der Sache, und erklärte ihnen, daß er gesonnen wäre, sie mit den beiden Kindern verbrennen zu lassen. Als er seine Rede endete, sahen die Herren einander lange an; keiner wollte mit dem Sprechen den Anfang machen, da nahm der älteste, der die fromme Kaiserin besser kannte, als die übrigen alle, das Wort, und sprach: „Mein Herr und Kaiser, ihr begehret von uns, daß wir Eure Gemahlin verurtheilen, da doch die That noch nicht bezeugt ist; so stellet die Kaiserin auch noch zugegen, daß man ihre Verantwortung anhören sollte: vielleicht, daß diese ganze Sache durch Verrätherei zugerichtet rden ist." Darauf sprach ein Anderer: „Erlauchter Herr, bedenket doch, daß Ihr Eurer Gemahlin einen heiligen Eid geschworen, als Ihr derselben zur Ehe begehret, Ihr wollet ihren Leib schirmen und bewahren, wie Euren eigenen. Nun, da die That nicht erwiesen ist, kann man der frommen Kaiserin keine Strafe zusprechen. Sehet zu, daß Ihr nicht treulos werdet an Eurer Gemahlin, und vergesset Eures Eides nicht." Mit dieser Meinung stimmten alle übrigen Räthe überein, nur die alte böse Frau lag dem Kaiser an Einem fort an, er sollte die unschüldige Gemahlin mit ihren Kindern verbrennen. Die saß weinend und seufzend in ihrem Kerker; unter Thränen küßte sie ihre Kleinen und sprach: „Ach! meine lieben Kinder, was haben wir uns an Gott verschuldet, daß wir so unschuldig sterben sollen?" Solche Klage führte sie Tag und Nacht.

Als drei Tage vorüber waren, versammelte der

Kaiſer ſeine Räthe wieder und verlangte, daß ſie ein Todesurtheil über ſeine Gemahlin ſprechen. Da die Räthe des Kaiſers Ernſt ſahen, ſprachen ſie: „Herr, bedenket wohl, was Ihr thut; wir können die fromme Kaiſerin nicht verurtheilen, da wir ſie nicht meineidig gegen Euch erfunden; ſehet nur zu, daß Ihr es nicht werdet. Unſer Rath wäre, Ihr ließet die fromme Frau in Ruhe, und würdet die Kinder aufziehen, bis daß ſie Harniſch tragen können und man ſehen mag, was aus ihnen werden will.“ Bei dieſen Worten beſann ſich der Kaiſer gar lange, denn er hatte ſeine Gemahlin ſehr lieb gehabt; doch gedachte er wieder des Dieners, von dem er glaubte, daß er lange mit ihr gebuhlt hätte; darum fragte er ſeine Mutter um Rath, was er mit ſeiner Gemahlin anfangen ſollte; auch ſagte er ihr, was die Räthe geſprochen. Da ſprach das böſe Weib zu den Räthen: „O ihr Meineidigen, ihr vergeſſet des Eides, den ihr dem Kaiſer geſchworen habt, indem ihr der Schälkin Beiſtand leiſtet und meinem Sohne zumuthet, ſie für eine fromme Frau zu halten, und die zween Baſtarde zu erziehen, bis ſie Harniſch tragen.“ Zu dem Sohne aber ſprach ſie: „Lieber Sohn, laſſet alle Drei verbrennen, und nehmet wieder eine andere Gemahlin.“ Als die Räthe ſahen, daß die böſe Alte ihrem Sohne ſo unſinnig anlag, legte ſich keiner mehr wider ſie; und die Kaiſerin hatte alſo Niemanden mehr auf ihrer Seite.

Drittes Kapitel.

Wie man die Kaiserin mit ihren Kindern verbrennen will.

Nun ließ der Kaiser vor der Stadt Rom ein großes Feuer anzünden und 30 Stadtknechte mußten die Kaiserin mit ihren Kindlein aus dem Gefängniß holen und vor die Stadt führen. Alle, die sie sahen, Jung und Alt, Arm und Reich, hatten ein großes Mitleiden mit der Mutter und ihren Kindlein. Als die Kaiserin das große Feuer sah, sprach sie zu den Stadtknechten: „Ei, ihr lieben Leute, was wollet ihr denn mit uns anfahen? saget es mir doch.“ Da hub Einer an und sprach: „Gnädige Frau, Gott möge es erbarmen, daß ich es Euch sagen soll; aber ich muß es thun. So wisset es denn, aber gebet Euch darein: der Kaiser hat uns befohlen, euch mit euren Kindern darin zu verbrennen. Darum befehlet Eure Sache in Gott, damit er Euch jenseits eine andere Krone werden lasse für die, welche Ihr nicht mehr lange tragen werdet.“ Darüber erschrack die Kaiserin von Herzen und sprach: „Allmächtiger Gott, wer weiß, womit ich das verdient habe; ist es denn dein göttlicher Wille, nun so will ich nicht dagegen streben.“ Mit Weinen und Klagen kam sie vor den Kaiser und solchem die andern Herren, die alle ein großes Erbarmen mit ihr hatten. Sobald sie der Kaiser sah, hieß er sie mit ihren Kindern ins Feuer werfen; doch war es ihm ums Herz, als wollte es ihm vor Leid zerspringen, denn er hatte sie sehr lieb gehabt. Da fiel die arme Frau vor ihrem Gemahl nieder und sprach mit weinenden Augen: „Ach mein Herr und Kaiser, bedenket doch, daß Ihr mich zur Ehe genommen und mir verheißen habt, mein Leib und

Leben zu schützen, wie das Eure, nach Eurem Vermögen. Darum haltet doch diesen Eid; denn wahrlich, ich habe nichts Unrechtes gegen Euch gethan, womit ich einen so schmählichen Tod verschuldet hätte. Doch will ich den Tod geduldig leiden, und verzeihe allen Denen, die mir solche Schmach bereitet, wie der Heiland am Kreuze Denen verziehen, die ihn an's Kreuz geschlagen." Da fingen alle Menschen an zu weinen, die umher standen, besonders die Armen, denn sie hatte täglich viele Almosen ausgetheilt. Auch der Kaiser sah seine Gemahlin gar traurig an und es erregte sich in seinem Herzen Mitleiden gegen sie und die unschuldigen Kindlein. Deßhalb war er wieder auf's Neue unschlüssig und wußte nicht, was er thun sollte. Vielleicht, so gedachte er bei sich,

ist sie doch unschuldig. Seine Mutter aber schrie mit lauter Stimme und sprach: Was zaudert ihr so lange? lasset doch die Ungetreue in's Feuer werfen, denn sie hat es längst wohl verdient." Der Kaiser entgegnete: „Ihr habt Unrecht, Mutter, den Schwur, so ich meiner Gemahlin gegeben, muß ich halten; darum werde sie nicht verbrannt." So wurde die Kaiserin durch den Eid ihres Gemahls gerettet. „Stehet auf," sprach er zu ihr, „Euer Leben soll keinen Schaden empfahen; ich habe mich über Euch erbarmt, aber begebt Euch alsbald aus meinem Land mit Euren Kindern, und wo ihr Euch darin wieder finden lasset, so werde ich Euch dem Feuer übergeben." Da antwortete die Kaiserin und sprach: „Herr, weil es denn also sein muß, so bitte ich Euch, ihr wollet mir einen frommen Mann zuordnen, damit ich auf dem Wege nicht verunehret werde; aber wahrlich, mein Herr und Kaiser, durch welchen Verrath mir auch diese Schmach zugerichtet worden, so weiß ich doch, daß durch mich weder Eure noch meine Ehre befleckt worden ist." Aber da half keine Verantwortung, denn der Kaiser wollte kein Wort mehr von ihr hören. Als die Kaiserin sah, daß es nicht mehr anders sein mochte, so nahm sie Abschied von allen Herren und Frauen, auch von Reich und Arm, und von allem Volk, das zugegen war. Der Kaiser drehte sich um und konnte vor Weinen kein Wort mehr reden, also betrübt war sein Herz. Ueber dem Schmerz des Abschieds fiel die Kaiserin in Ohnmacht zur Erde nieder; aber ihre Frauen huben sie wieder auf und trösteten sie. Als sie wieder zu sich kam, nahm sie ihre Kindlein in die Arme, um ihre Wanderung anzutreten.

Viertes Kapitel.

Wie die Kaiserin aus dem Lande zieht, und bei einem Brunnen im Walde eines ihrer beiden Kinder verloren.

Die Kaiserin erhielt zu ihrer Wanderung ein wohlgesatteltes Pferd und 100 Kronen zu einer Zehrung. Sie wurde fünf frommen Rittern übergeben, die dem Kaiser schwören mußten, die Kaiserin in einen Wald zu führen, welcher sehr ungeheuer war wegen der Mörder und wilden Thiere, und sie allda zu verlassen. Die Ritter führten sie mit ihren Kindern in den bezeichneten Wald; sie befahlen sie Gott und ließen sie daselbst. Die Kaiserin dankte ihnen herzlich für ihr Geleite und sprach: „Grüßet mir meinen lieben Herrn, den Kaiser, noch einmal, und saget ihm, er werde mich nimmer sehen; auch daß die Kinder, welche ich mit mir trage, wirklich sein Fleisch und Blut sind; so Gott will, werde ich sie tugendlich erziehen. Aber mit der Zeit wird auch offenbar werden, wie meines Herrn Mutter so unrecht an mir gehandelt hat."

Und es geschah, als die Kaiserin hin und her bedachte, wo sie sich hinwenden wollte, verlor sie den rechten Pfad. Als sie lang geritten war, kam sie auf einen nicht wohl gebauten Fußpfad, der sie auf einen hohen Felsen führte; unter diesem Felsen fand sie einen krystallhellen Brunnen, über dem ein Baum stand, der einen Geruch wie Balsam von sich gab. Nun stieg die Kaiserin von ihrem Pferd, that ihm das Gebiß aus dem Mund und ließ es weiden in den Kräutern des Waldes. Als sie nirgends einen Menschen sah, wurde sie sehr bekümmert, doch tröstete sie sich wieder an ihren Kindlein,

die sie küßte und in den schönen Blumen und Kräutern niederlegte. Hierauf nahm sie einen Trunk aus dem Brunnen und aß die Speisen, welche ihr aus des Kaisers Hof waren mitgegeben worden. Dann legte sie sich nieder, denn sie war müde durch das Reisen und matt vor Kummer und Leid; nahm ihre beiden Kinder in die Arme und neigte ihr Haupt zum Schlummer. Und es geschah, als sie mit ihren Kindlein entschlafen war, kam ein großer Affe daher. Als er die Kindlein so lieblich schlafen sah, bekam er Lust, eines davon zu stehlen; er schlich sanft und leise hinzu, ergriff es behende und eilte damit in den Wald, bis er an einen grünen Platz kam.

Dort legte er das Kind sanft auf die Erde, und band es los von seinem Tüchlein, daß es nackend vor ihm

lag. Er saß vor das Kind hin, betrachtete es und blöckte mit den Zähnen, kurz, er geberdete sich freundlich, wie eine Mutter gegen ihr Kind thut, und meinte, es müsse auch gegen ihn lachen. Aber das Kind wollte es nicht thun, sondern fing an zu weinen und zu schreien. Nun begab es sich durch Gottes Schickung, der das Kind behüten wollte, daß ein mannlicher Ritter des Wegs ritt, der auch im Walde verirrt war. Als er sah, wie der Affe das nackte Kind in seinen Pfoten hielt, so sprengte er mit seinem Pferde hinzu, zog sein Schwert und rief laut: „Ei, Meister Affe, laß das Kind liegen, du darfst es nicht mit dir tragen." Sobald der Affe den Ritter ersah, verließ er das Kind, und ging wie wüthend auf den Ritter los, daß er ihn beinahe von dem Pferde riß. Aber der Ritter führte einen so gewaltigen Streich, daß er dem Affen seinen rechten Arm vom Leibe hieb. Vor Schmerz sprang der Affe wohl 10 Schuh in die Höhe. Als des Ritters Pferd nach hinten ausschlug und den Affen an die Lenden traf, daß er zu Boden fiel, sprang der Ritter behend auf seine Füße, und hieb dem Affen den Kopf ab; dann nahm er das Kind, wickelte es in den Mantel und saß wieder auf sein Pferd. Kaum war der Ritter im Walde eine Strecke weit geritten, so gerieth er unter zehen Mörder, die schon manchen Mann beraubt und ermordet hatten. Als er sich von diesen Wichten umgeben sah, rief er innig zu Gott, daß er ihm wolle Beistand thun. Bald sah er, was sie mit ihm vorhatten, darum zog er sein Schwert und hieb gewaltig auf sie ein, also daß er dem einen das Haupt abschlug, drei andere aber verwundete er so, daß sie ihre Wehr fallen ließen. Als die übrigen das sahen, schrieen sie

ihm zu, er ſolle das Kind liegen laſſen, denn er müſſe es einem großen Herrn geſtohlen haben. „Nein," rief der Ritter, „ich habe das Kind mit Gewalt einem Affen abgenommen; ſo ihr wollt mit mir gehen, will ich euch zeigen den Ort, wo der Affe todt liegt, von dem ich das arme Kind erlöst habe." Als die Mörder das hörten, meinten ſie erſt recht, daß das Kind einem großen Herrn gehöre, darum ſetzten ſie dem Ritter noch härter zu, und ſchlugen ſo ſchrecklich auf ihn, bis er es liegen ließ. Er ſah, daß er den Mördern nicht widerſtehen mochte, darum gab er dem Pferd die Sporen und ritt davon, um ſein eigenes Leben zu retten. Nun nahmen die Mörder das Kind und warfen das Loos, wer es tragen müßte. Das Loos traf den Vornehmſten. Als aber dieſer das Kind eine Zeit lang trug, wurde es ihm zu ſchwer, und er ſprach zu den Andern: „Ihr lieben Geſellen, was wollen wir mit dem Kindlein anfangen? ſeine Schönheit zeigt an, daß es von einem vornehmen Herrn mag geboren ſein; darum wollen wir es an das Geſtad des Meeres tragen und dort verkaufen; daſelbſt finden wir Kaufleute aus Normandie, Frankreich und andern Landen, die mögen uns das Kind, ſeiner Schönheit halben, wohl bezahlen.

Fünftes Kapitel.

Wie ein frommer Pilger das Kindlein kauft.

Indem die Mörder zum Geſtad des Meeres gingen, ſie wirklich den Affen todt liegen. „Fürwahr," ſprach jetzt einer zum andern, „der Ritter hat uns die

Wahrheit gesagt, denn hier liegt der Affe, dem er es entrissen." Am Gestade des Meeres fanden sie viele Kaufleute, welche fragten, ob das Kind ihnen gehöre? „Ja," sprachen die Mörder, „wir bringen es deswegen hieher." „Wie hoch haltet ihr das Kind?" fragten die Kaufleute. Die Mörder sprachen: „Es kann kein schöner Kind auf Erden gefunden werden; wenn es euer Ernst ist, es zu kaufen, so wollen wir es euch um 40 Pfund geben." Die Kaufleute hielten das Kind für zu theuer, sie sprachen: „Behaltet es nur, ihr habt es doch aus eines Biedermanns Haus gestohlen." „Wir haben das Kind nicht gestohlen," sagten die Mörder, „sondern einem Ritter abgenommen, der es von einem Affen erlöste, und denselbigen todt schlug." „Liebe Herren," sprachen die Kaufleute, „wollet ihr 10 Pfund haben, so sagt es, wir spotten eurer nicht; denkt, der erste Kauf sei der beste; und was wollet ihr denn sonst mit dem Kinde machen?" Um solchen Preis wollten die Mörder das Kind nicht geben. Nun war in demselben Schiff ein frommer Pilger, Namens Clemens, der eben von Jerusalem kam und in Paris daheim war; als der das Kind sahe, gefiel es ihm gar wohl; bald wurde er mit den Mördern Handel eins, und er gab ihnen 30 Kronen für das Kind. Da das die andern Kaufleute sahen, spotteten sie des Pilgers und sprachen: Fürwahr, ihr müßt viel Gelds und Silbers haben, daß ihr so theuer einkauft." Clemens achtete nicht auf das Gespötte, denn er hatte an dem Kind eine große Freude. Als er aber aus dem Schiff trat und zu Fuß ging, dazu das Kind am Hals tragen mußte, da wurde ihm anders zu Muthe. „Was für ein Narr bin ich doch," sprach er zu sich selbst, „daß ich mir eine

solche Mühe aufgeladen, und ein Kind gekauft habe, welches ich nun am Halse tragen muß?" Doch dachte er wieder: hat mir Gott das Kind beschеert, so will ich es auch annehmen; hab ich ja daheim nur einen einzigen Sohn, von dem ich nicht einmal weiß, ob er noch am Leben ist oder nicht. Was liegt auch daran, daß ich das Geld ausgegeben, so habe ich ja daheim dessen noch genug, und kann es wohl auch aufziehen. Unter solchen Gedanken nahm er den Knaben und gab ihm einen Kuß; er hängte ihn wieder um den Hals und zog auf Paris zu mit dem festen Vorhaben, das Kind zu seinem Erben anzunehmen, wenn sein Sohn Claudius daheim gestorben seyn sollte. Nun war aber Clemens ein alter betagter Mann, derhalben ihm das Kind beschwerlich wurde, es auf dem Rücken zu tragen; also ging er hin, kaufte sich einen Esel und bestellte eine Frau, die das Kind versorgen sollte. Die setzte er auf den Esel, gab ihr das Kind in den Arm, und zog nun so daher, wie ein Zigeuner. Als er gen Paris kam, wurde er von Allen, die ihn kannten, besonders von seinen Freunden, gar herzlich empfangen. Alle sahen auf das schöne Kind und fragten: woher er es habe? „Ich hab' es jenseits des Meeres gewonnen; seine Mutter ist auf dem Wege gestorben, darum mußte ich diese Frau bestellen, ob sie gleich aus einem andern Lande ist, als das Kind; hätte ich seine Mutter gesund funden, ich hätte sie lieber hieher gebracht, als diese alte Frau." So sprach der gute Clemens mit lachendem Mund und zog bis zu St. Germain, wo seine Wohnung war. Da wurde ihm von seiner Hausfrau große Ehre erwiesen, denn sie meinte, das Kind gehöre einem großen Herrn in Frankreich zu, der es dem Clemens zu erziehen befohlen.

Sie fragte auch nicht weiter darnach; wie es denn einer weisen Frau wohl anstehet, daß sie einen Mann freundlich empfaht, wenn er zurückkehrt, und nicht mit unnöthigen Worten bekümmert. Clemens und seine Hausfrau ließen das Kind taufen, und Florens nennen, und erzogen es in aller Zucht und Tugend. Florens aber wuchs auf, er war schön und holdselig und wurde in kurzer Zeit stark und mannlich, wie wir seiner Zeit weiter von ihm hören werden.

Sechstes Kapitel.

Wie eine Löwin das andere Kind raubte, und die Kaiserin es wieder gewann.

So war es dem einen Kind der Kaiserin ergangen. Bald hernach kam eine Löwin durch den Wald gelaufen; als sie das andere Kindlein so sanft neben seiner Mutter schlafen sah, schlich sie hinzu, und nahm das Kind ins Maul, um es ihren Jungen zu bringen. Indem sie nun das Kind faßte, erwachte die Kaiserin, und sah keines ihrer Kinder mehr; da meinte sie, die Löwin hätte das eine ihrer Kinder gefressen und werde dem andern auch also thun, darum fing sie an jämmerlich zu schreien und sprach: „O ich arme und verlassene Frau, was soll ich anfangen, da ich meine Kinder verloren? wohl werde ich sie nimmer zu sehen bekommen. O Gott, was habe ich gethan, daß ich solch Elend leiden muß?“ Alsbald saß sie auf ihr Pferd, und that einen großen Schwur, sie wollte nicht aufhören zu reiten, bis sie die Löwin gefunden, und sich an ihr gerächt hätte. Also ritt die Kaiserin

allein durch den Wald, aber die Löwin lief so schnell vor ihr hin, daß sie nicht folgen mochte; sie verschwand auf einmal in dem Wald, daß die betrübte Mutter keine Spur mehr von ihr sah. Doch bekam der Löwin dieser Raub auch nicht gut. Sobald sie aus dem Walde kam, schoß ein starker Greif auf sie, und packte sie sammt dem Kind so gewaltig mit den Klauen, daß sie sich nicht mehr regen möchte; dann flog er mit der Löwin und dem Kinde einer Insel zu. Obschon der Greif in die Löwin tief seine Klauen schlug und sie über Berg und Thal, Wasser und Wald trug, so wollte sie doch das Kind nicht fahren lassen; sie behielt es in ihrem Rachen, bis sich der Greif auf der Insel niederließ. Jetzt legte die Löwin das Kind sanft auf die Erde; dann aber ergriff sie voll Wuth den Greifen am hintern Schenkel, so daß dieser ihm entzwei brach. Der Greif fiel auf die Erde nieder, doch wehrte er sich so viel er vermochte und schlug mit seinen Flügeln und Klauen gar wüthend auf die Löwin; aber es half ihm Nichts, denn die Löwin überwältigte ihn, zerriß ihn gar jämmerlich und also ward der Greif der Löwin Speise. Dem Kind aber geschah während dieses Kampfes kein Leid, denn Gott hütete es. Als nun die Löwin den Greif verspeist hatte, legte sie sich freundlich bei dem Kinde nieder, als ob sie bei ihren Jungen wäre. Nun erreichte das Kind der Löwin Euter, und als es fühlte, daß dasselbe voller Milch war, saugte es daran. Da die Löwin das Saugen empfand, reichte sie ihr Euter dem Kind erst recht in sein Mündlein, damit es desto besser saugen möchte. Also ward das Kind gespeist, denn Gott wollte es nicht verderben lassen. Darnach grub die Löwin mit ihren Klauen eine tiefe Grube in den Boden,

legte das Kind darein und blieb nun Tag und Nacht bei ihm. Auch leckte sie es mit ihrer Zunge, daß es gesäubert würde; und von ihren langen Haaren machte sie ihm ein Bettlein, daß es sanft und warm lag. Das Kind lag an der Löwin Euter und mochte saugen, wann es wollte, die Löwin aber nährte sich von des Greifen Fleisch.

Indessen begab es sich durch Gottes wunderbare Schickung, daß etliche Schiffleute, so auf dem Meere waren, an dem Ort landeten, da die Kaiserin die Löwin suchte. Als diese einen Lärmen hörte, eilte sie hinzu, um zu sehen, ob sie nicht Gesellschaft finden möchte. Sobald sie hinkam und die Pilger sah, welche gelandet waren,

däuchte ihr, es wären Christenleute; sie näherte sich ihnen und sprach: „Ihr lieben Herren, sagt mir um Gottes Willen, wohin ihr reisen wollet, denn ich bin aus fremden Landen hieher kommen und eine arme verlassene Frau, die nicht weiß, wo sie hin soll.“ „Frau,“ sprachen die Schiffleute, „wir wollen in das heilige Land fahren, und nicht ruhen zu schiffen, bis wir gen Jerusalem und an den Ort kommen, da Christus gelitten hat und auferstanden ist.“ „Ach, ihr frommen Herren,“ so bat jetzt die Kaiserin, „so nehmet mich mit euch, auf daß ich auch das heilige Grab anbete, in welchem Christus, unser Herr und Seligmacher geruhet hat.“ Die Schiffleute und Pilger erbarmten sich der Frau, als sie so flehentlich bat, und ließen sie zu sich in das Schiff sitzen. Mit dem legte sich das Ungestüm des Meeres, wie es zuvor gewesen war, und sie fuhren ruhig ihre Straße.

Während sie also fuhren, und sich diese und jene Rede auf dem Schiffe begab, wurde die Kaiserin unter anderm auch von den Pilgern gefragt, wie sie in diese wilde Gegend gekommen wäre. Da hub die Kaiserin an und erzählte Alles das, was sich mit ihr und den Kindern begeben hatte. Darüber verwunderten sich die Schiffleute, daß die Kaiserin so viel Trauriges hatte erfahren müssen.

Nun fügte es sich wieder durch wunderbare Schickung Gottes, als sie eben der Insel gegenüber schifften, in welche die Löwin mit dem Kinde getragen worden war, daß ein ungestümer Wind sich erhob, der sie zwang, am Lande stille zu halten und ihre Anker auszuwerfen. Etliche mannliche von den Pilgern traten aus dem Schiff, um sich auf dem Lande zu ergehen; da kamen sie von ungefähr vor die Höhle, wo die Löwin lag und schlief,

und erſahen ein gar liebliches Kind, deſſen ſie ſich höchlich verwunderten. Aber auf einmal erwachte die Löwin und ſprang auf die Pilger los, die vor der Höhle ſtanden, alſo daß ſie ſchnell fliehen mußten und eilig dem Schiff zu liefen. Die andern Pilger, ſo dieſe ganz athemlos daher laufen ſahen, fragten ſie nach der Urſache, und jene meldeten jetzt, was ihnen mit dem ſchönen Kinde und der Löwin begegnet war. „Es iſt Jammerſchade," ſprachen ſie, „daß wir dem Kinde nicht helfen können, denn es iſt zu beſorgen, ſo bald die Löwin Junge bekömmt, werden dieſe das Kind aufzehren. Die Löwin hat uns greulich angeſehen; Gott ſey gelobt, daß wir nicht unter ihre ſcharfen Krallen gerathen ſind." Solche Worte hörte die Kaiſerin, ſie drang hervor und ſprach: „Ach, ihr lieben Leute, wie danke ich Gott, daß ich dieſe Mähr vernommen: das, was ihr geſehen, iſt fürwahr mein Kind, ſo mir die Löwin davon getragen. Laſſet mich doch aus dem Schiff, denn lieber wollt ich ſterben, als daß ich mein Kind verlaſſen ſollte." „Im Namen Gottes," ſagten die Pilger, „Ihr möget wohl hingehen, aber nicht wiederkehren; darum laſſet es bleiben, und ob Ihr Schmerzen wegen des Kindes traget, ſo habt Geduld, Gott wird Euch tröſten. Fürwahr, es wird Euer Verderben ſeyn, wenn Ihr hingehet, denn die Löwin iſt ein grauſames Thier; erbarmet Euch über Euch ſelbſt und laſſet das Kind fahren, es iſt beſſer, ein Menſch ſterbe, denn zwei." „Ach nein," ſagte die Kaiſerin, „viel lieber will ich ſterben, als daß ich mein Kind durch ein wildes Thier ſollte zerreiſſen laſſen; ich hoffe, Gott wird mir beiſtehen und vor der Löwin behüten." „Weil es denn Euch ſo hart im Sinne liegt," ſprachen endlich

die Pilger, „so gehet hin, aber beichtet zuvor dem Priester, der da sitzt, und bittet Gott, daß er Euch helfen möge.“ Die Kaiserin knieete vor dem Priester nieder, beichtete ihm mit weinenden Augen Alles, was sie auf dem Herzen hatte, und empfing den Segen. Also trat die Kaiserin an's Land, um die Löwin zu suchen, welche sie auch bald fand. Bei ihr lag das Kind, das eben mit der Löwin spielte; als die Kaiserin dieß sah, erschrack sie sehr, fiel nieder auf ihre Knie, hub an, die Löwin zu beschwören und sprach: „Ich beschwöre dich bei Gott dem Allmächtigen, und bei seinem Sohn, der am Kreuz für uns gelitten, auch bei allen seinen Heiligen, daß du keine Macht und Gewalt über mich habest.“ Sobald die Kaiserin diese Worte gesprochen, legte sich die Löwin vor dem Kinde nieder, zog den Schweif an sich und erzeigte sich gleich einem gehorsamen Hausthier. Nun ging die Kaiserin ohne Furcht in die Höhle, nahm das Kind in ihre Arme und gab ihm einen Kuß um den andern. Als die Kaiserin mit dem Kinde dem Schiff zueilte, folgte die Löwin gar traurig nach und wollte es nicht verlassen. Die Schiffleute freuten sich über die Rückkehr der Kaiserin, welche ihr Kind in den Armen hielt; als sie aber sahen, wie die Löwin der Kaiserin folgte, so wollten sie dieselbe nicht in's Schiff lassen. Da gab die Kaiserin Bericht wegen der Löwin und jetzt erst wurde sie wieder aufgenommen. Als nun das Schiff vom Lande stieß, wollte die Löwin auch mit; sie that einen Sprung, aber sie verfehlte das Schiff. Dennoch wollte sie nicht nachlassen, sondern schwamm dem Schiffe nach. Wohl spannten die Schiffleute jetzt die Segel auf, um der Löwin zu entfliehen, aber es war nicht möglich, denn diese hing sich mit ihren

ſpitzigen Klauen und ſcharfen Zähnen an das Schiff an. Sie verſuchte es oft, in das Schiff zu ſpringen, aber es fehlte ihr manchmal; endlich gelang es ihr doch. Da fiel ein großer Schrecken auf die Pilger; ein Jeder meinte, er müſſe ſterben. Darum riefen ſie alle der Kaiſerin zu: „Frau, beſchirmet uns vor der Löwin, oder wir wollen Euch und Euer Kind zum Schiff hinaus werfen.“ „Seid unerſchrocken wegen der Löwin,“ ſprach die Kaiſerin, „denn ich weiß, daß ſie Keinen von euch verletzen wird.“ Wirklich ging die Löwin wie ein zahmer Hund durch die Pilger hindurch, bis daß ſie zu der Kaiſerin kam. Als ſie das Kind in den Armen ſeiner Mutter ſah, hob ſie den Kopf über ſich zum Zeichen, daß ſie dem Kind wohl wolle. Dann legte ſie ſich der Kaiſerin zu Füßen und verließ ſie nimmer. Auch die Kaiſerin hatte das Thier gar lieb, darum ließ ſie ihm Nichts mangeln an Eſſen und Trinken. Nun geſchah es einmal, daß einer der Schiffleute, welcher den Ruhm vor den Andern allein haben wollte, es wagte, ſich gegen die Kaiſerin aufdränglich zu erzeigen. Die Kaiſerin ſprach: „Laß mich im Frieden, denn dein Begehren findet bei mir kein Gehör; ich ließe mich lieber erwürgen, als daß ich gegen meinen Herrn und Gemahl ſündigen ſollte.“ Der freche Schiffmann ſprach: „Ich laſſe Euch keine Ruhe, ſei es Euch lieb oder leid.“ Damit wollte er Gewalt brauchen. Da fing die fromme Frau an zu ſchreien und bat Gott inſtändig, daß er ſie doch ſchützen möge vor der Gier des frechen Geſellen. Das hörte die Löwin, ſchnell ſprang ſie auf, packte den Schiffmann mit ihren ſcharfen Krallen und riß ihn in vier Stücke. Da ſprachen Alle, die es mit anſahen: dem iſt Recht geſchehen; und ſie warfen den zerfleiſchten

Leichnam in das Meer. Der Kaiserin aber geschah von jetzt an kein Leid mehr im Schiff, sondern sie wurde je länger je mehr in Ehren gehalten.

Nach langer Fahrt kam das Schiff endlich am gelobten Lande an. Es war gerade Sonntag; da sagten die Pilger Gott Lob und Dank, daß er sie auf dem Meere behütet hatte. Die Kaiserin trat mit ihrem Kind aus dem Schiff, und die Löwin folgte ihr. Sie segnete die Schiffleute und bezahlte sie reichlich. Also führten sie ihr das Pferd aus dem Schiff und halfen ihr darauf. Die Kaiserin nahm ihr Kind auf die Arme, beabschiedete sich und ritt dieselbige Nacht noch in die nächste Stadt. Die Pilger folgten ihr etwas später. Am andern Morgen ritt sie mit den Uebrigen in die Stadt Jerusalem. Als sie daselbst ankam, ging sie alsbald zum Tempel Gottes, und betete am heiligen Grabe, da Christus, unser Herr, gelegen hatte und auferstanden war. Auch legte sie ihr Kind auf den Altar, nahm etwas Geld aus ihrem Seckel und warf es auf den Altar, als wollte sie sprechen: Gott sei gelobt, ich habe mein Kind wieder erkauft und erlöst. Dann betete sie gar innig, daß Gott ihren lieben Herrn, den Kaiser, wolle friedsam, gütlich und in Gesundheit leben lassen; ihn zu sehen, darauf hatte sie schon längst verzichtet. Darnach ging die Kaiserin wieder aus dem Tempel, saß mit ihrem Kind auf das Pferd, und ritt durch die Stadt. Die Löwin aber wollte durchaus nicht von ihr weichen; ging sie durch Paläste, Kirchen oder Höfe, sie folgte ihr alleweg, also daß die Leute, welche sie sahen, in große Furcht geriethen. Indem nun die Kaiserin also durch die Stadt ritt, begegnete ihr von ungefähr ein Edelmann; den redete sie freundlich um

Heerberge an, und er nahm sie willig auf in sein Haus, denn er sah wohl, daß sie tugendreich und fromm, auch nicht aus geringem Stamm entsprossen wäre. Er gebot seinem Hausgesinde, man sollte der Frau dienen und warten, gleich ihm und seiner eigenen Hausfrau. Das nahm die Kaiserin mit Dank an, und blieb also eine Zeit lang bei dem Edelmann mit ihrem Kind und der Löwin, die so zahm war, daß sie Niemanden ein Leid that.

Siebentes Kapitel.

Wie sich Florens bei seinem Pflegvater Clemens gehalten.

Nun hören wir weiter, wie es dem jungen Florens erging, der dem Affen abgenommen und an den frommen Clemens gen Paris verkauft worden. Das Kind ward also tugendlich erzogen, daß es Jedermann wohl gefiel. Clemens ließ den Florens und seinen Sohn Claudius ganz gleich kleiden. Ihre Kleider waren von einem köstlichen Camelot gemacht. Wann nun diese beiden Knaben in ihren schönen Kleidern über die Gasse gingen, so sagten die Bürger: selig ist der Vater, der die zween Knaben also tugendlich erzogen hat. Florens meinte nicht anders, denn daß Claudius sein leiblicher Bruder und Clemens sein rechter Vater wäre; denn als er von dem Affen gestohlen wurde, war er erst 6 bis 7 Wochen alt. Gott gab ihm die Gnade, daß er viel schneller heranwuchs, denn sein Bruder Claudius; auch unter den Nachbarskindern war keines, das ihm gleichen mochte. Jedermann wunderte sich seiner Tugend und Schönheit; an Gestalt, Geberde und Angesicht glich er ganz und gar seinem Vater,

dem Kaiſer. Daher äußerten die Nachbar manchmal: „Fürwahr, dieſer Knabe iſt kein natürlicher Sohn des Clemens, ſondern er hat ihn einem großen Herrn heimlich geſtohlen.“ Das hörte des Clemens Frau gar oft, aber ſie ſchwieg ſtill, denn ſie hatte den Florens ſo lieb, wie ihren eigenen Sohn.

Nun wuchſen die zween Knaben mit einander auf, daß ſie beide tüchtig waren, Handwerke zu erlernen; wiewohl Florens allweg viel ſtärker war, denn Claudius. Derhalben ging Clemens mit ſeiner Hausfrau zu Rath, was er aus den Knaben machen ſollte, damit ſie ſich dereinſt ehrlich ernähren können. „Lieber Hauswirth,“ ſprach die Frau, „was Euch gefällt und lieb iſt, das iſt auch mein Wille; doch, weil Ihr mich fraget, ſo iſt das mein Rath: da unſer Sohn Claudius nur geringe Stärke hat, daher zu keinem groben Handwerk zu gebrauchen iſt, ſo wollet Ihr ihn zu einem Wechsler thun, und ihm Euren Schatz geben, damit er werbe und handle; ſo könnte er noch ein reicher und berühmter Herr werden. Der andere Sohn Florens wird geſchickt ſein zum Fleiſcherhandwerk, denn er iſt ſtark und kräftig, um Rinder und Vieh zu ſchlachten. Alſo könnten unſere beiden Söhne verſorgt werden.“ „Wahrlich,“ ſprach Clemens, „du haſt mir wohl gerathen, ich will deinem Rathe folgen.“ Zur Stunde rief er ſeinen beiden Söhnen, und ſprach zu ihnen: „Ihr lieben Söhne, ihr ſollt meinem Rath folgen und thun, was gehorſamen Söhnen gebührt. Er nahm zuerſt ſeinen Sohn Claudius vor und ſprach: „Lieber Sohn, höre mein Wort, und geh morgen früh zu dem Wechsler; bei dem mußt du Geld und Münze wechſeln lernen, auf daß du ein rechter Wechsler werdeſt.“ „Von

Herzen gern, Herr Vater," ſprach Claudius, „ich will nach Eurem Willen leben; auch wäre es mir recht lieb, wenn ich meinen Bruder Florens mit mir nehmen dürfte, auf daß er ein Wechsler würde, wie ich." Ach! lieber Sohn, entgegnete der Alte, laß den Florens zufrieden; der ſoll eine andere Handthierung treiben, wobei er ſeinen Mund oft mit guten Bißlein wird laben können; du ſiehſt wohl, wie ſtark er iſt, er wird die feisten Schweine wohl auf ſeinem breiten Rücken tragen können. Alſo war Claudius zufrieden geſtellt; er rief nun den guten Florens auch vor ſich, und ſprach: du mein lieber Sohn, ſei guten Muths, denn du weißt, daß ich dich ſehr lieb habe; darum will ich dich zu einem guten Handwerk thun. Morgen, wenn du aufgeſtanden biſt, will ich dir Geld geben und du gehſt zu einem Metzger, der dich in die Lehre nimmt; ich habe deinethalben ſchon mit ihm geredet. Das wird ein Handwerk für dich ſein, denn du biſt ſtark, und würdeſt wohl einen Ochſen, wenn du ihn an den Hörnern haſt, nicht fahren laſſen. Auch haben wir in unſerm Stalle zwei Rinder, die mußt du in die Metzig treiben; ſei deinem Lehrmeiſter unterthänig, der wird dich lehren, wie du ſie ſchlachten ſollt. Dann trage ſie an den Ort, wo du ſie zerhauen und verkaufen mußt. Sei fleißig und geſchickt mit der Wage; thue Niemand unrecht, dann wirſt du aus einem Pfennig drei machen und reich werden.

Achtes Kapitel.

Wie Florens seine Rinder um einen Sperber gab.

Am Morgen, als es Tag war, weckte Clemens seinen Sohn Claudius nnd schickte ihn mit großem Gut an Gold und Geld auf die Wechselbank, daß er dasselbe umtreiben sollte. Dann weckte er auch seinen Sohn Florens, half ihm die zween feisten Rinder zusammen binden mit den Hörnern und sprach: „Da hast du zween gute frische Ochsen; auch gab er ihm eine starke Art auf die Achsel, um die Ochsen zu schlagen. Also trieb Florens die Rinder in die Metzig. Da fand er einen Knecht, der eben einen Ochsen abzog. „Guter Freund," fragte Florens, „wo möcht' ich den Metzger finden, den man Gumbrecht nennt?" Der Knecht sprach: „Was ist dein Begehren an den Metzger? ich meine, du wollest auch ein Metzger werden?" „Ja," entgegnete Florens, „mein Vater ist wohl reich, daß er mich versorgen wird; auch werde ich Rinder, Schweine, feiste Hämmel und Schafe genug zu schlachten haben. Darum will ich das Handwerk lernen, denn mein Vater sagte mir, wie man mit einem Pfennig drei gewinnen möge, auch wie die Metzger gewöhnlich gute Bißlein essen und guten rothen Wein trinken könnten. Also bat mich mein Vater unterwiesen." Als Florens so sprach, hub der Fleischerknecht an zu lachen und sprach: „Hat dich der Teufel hergetragen, daß du ein Metzger werden willt; wahrlich, so Einer soll mir die Metzig nicht sehen, pack dich hinweg in aller Teufel Namen mit sammt deinen Rindern, denn du spotteſt nur des Handwerks. Damit war Florens alsbald einverstanden; er ging und gedachte: ich will meinen Vater mit mir bringen,

der wird mir ſchon für einen Meiſter ſorgen. Während er ſeine Rinder wieder nach Hauſe trieb, begegnete ihm ein ander Abenteuer. Ein Edelmann ritt gegen ihm, der führte auf ſeiner Hand einen gar ſchönen Sperber, welcher ſchöne und hellklingende Schellen an ſeinen Füſſen trug. Der Vogel gefiel dem jungen Florens ſo wohl, daß er den Edelmann anredete und ihn fragte: ob ihm der Sperber feil wäre, er wolle darum geben, was er begehre.

Anfangs nahm es der Edelmann für einen Spott, denn er ſah den Florens nicht für einen Solchen an, der ihm den Vogel bezahlen könnte; darum ſagte er halb beleidigt: „Ja, du Lecker, ich will ihn verkaufen; doch dir rathe ich, daß du in die Metzig geheſt, deine Rinder ſchindeſt und das Fleiſch verkaufeſt: das würde dir nützer

ſein, als Sperber kaufen.“ „Ach, mein guter Herr,“ entgegnete Florens, „Rinder metzgen iſt nicht mein Handwerk, auch möchte ich mich nicht wohl damit ernähren; aber laſſet Euch bitten, und gebt mir den Sperber zu kaufen, was er werth iſt, will ich Euch darum geben.“ Der Edelmann ſah den Jungen an, und gedachte: laß ſehen, was der Fant machen will; er ſprach: „Ja, ich will dir den Sperber zu kaufen geben, aber nicht anders, denn um die zwei Rinder, und auch ſo nicht gerne, denn ich möchte ihn lieber für mich ſelbſt behalten.“ Florens war im Herzen erfreut, und gedachte: der Sperber muß mein werden, da er ja nur zwei Rinder koſtet. „Herr,“ ſprach er, nehmet die Rinder hin und laſſet mir den Sperber.“ „Wohlan,“ ſagte der Edelmann, „der Kauf ſoll gelten.“ Alſo nahm Florens den Sperber, der Edelmann aber trieb die Rinder in ſein Haus, lachte bei ſich und ſprach: „Nun iſt aus dem Waidmann ein Viehtreiber worden.“ Florens trug den Sperber auf ſeiner Hand und rief voller Freuden: „Fürwahr, ich bin heute zu glückſeliger Stunde aufgeſtanden, daß mir ein ſolcher Tauſch gerathen, denn der Vogel iſt noch 100 Mark mehr werth. Ei, wie wird mein Herr Vater ſich freuen, wenn er mich mit dem Vogel kommen ſieht; denn ſeh' ich nicht aus wie ein Edelmann, wenn ich ihn ſo auf der Hand trage?“ Die Bürger, welche den Handel mit angeſehen, lachten über Florens; aber ihn bekümmerte das wenig, denn der Vogel gefiel ihm wohl; er eilte nach Hauſe, um dem Vater deſto bälder den hübſchen Vogel zeigen zu können. Jauchzend kam er vor das Haus des Vaters. Der ſaß eben vor der Thür auf einer Bank, und hatte einen Stecken in der Hand: er dachte, wie es

seinen Söhnen wohl ergehen möchte. Mein Sohn Florens, sprach er bei sich, hat wohl die Rinder geschlachtet, wird sie diesen Nachmittag verkaufen und Geld lösen; er wird sich in die Sache wohl schicken und das Handwerk wohl erlernen. Da sieht er auf, und Florens kommt daher, den Vogel in der Hand haltend. Was mag das bedeuten, denkt Clemens bei sich, und ich sehe keine Rinder. Florens eilt freudig auf den Vater zu. „Sag' an, mein Sohn," rief dieser, „was ist das für ein Vogel; woher kommt er, und wer hat ihn dir gegeben? wo sind meine zwei Rinder?" „Mein lieber Vater," entgegnete Florens, „ich habe die zwei Rinder um diesen hübschen Vogel gegeben; so hübsch habt Ihr gewiß noch keinen Vogel gesehen, darum sollt Ihr Euch mit mir freuen, daß ich Eure Ochsen so gut angebracht habe." „Wie," rief Clemens, „ich meine, du seiest unsinnig." „Bei Gott," sprach Florens, „ich habe sie um den Vogel gegeben, und das ist mein Ernst. Rathet doch, mein Vater, wo ich den Vogel hinsetzen soll; ich meine, in Eurer Kammer wäre er am besten versorgt, und möchte ihm daselbst kein Leid widerfahren." Clemens kam schier von Sinnen, als er hörte, was wirklich geschehen war; er sprach: „Bei Gott, wenn ich meiner selbst nicht schonete, so wollte ich dir jetzt mit dem Stecken Kopf und Rippen entzwei schlagen. Du Lecker, mir einen solchen Kaufmannsschatz in's Haus bringen, da du doch weißt, daß ich kein Waidmann bin." „Ach, lieber Vater," bat Florens, „sehet Ihr nicht an seinen Federn, welch hübscher Vogel es ist; wahrlich, Ihr seid ohne Ursach zornig, denn der Vogel ist eines großen Schatzes werth. Besehet doch recht seine schönen Federn, gewiß der Zorn wird Euch dann vergehen."

Als Clemens sah, daß Florens so gar große Freude an dem Vogel hatte, mußte er vor Aerger fast lachen; er sprach etwas besänftigt: „Geh' hin, und versorge den Vogel, und wenn du seiner recht wartest, so wird er dich schnell reich machen. Iß nur nicht mehr, als er dir gewinnen wird, so wirst du seinen Nutzen bald inne werden. Aber, sag' an, Florens, bist du nicht in die Metzig kommen mit den Rindern?" Florens berichtete jetzt, wie es ihm in der Metzig ergangen, und wie dieser unfreundliche Empfang ihm alle fernere Lust benommen habe. Als Clemens solches hörte, gedachte er bei sich: ich will den Jungen nunmehr auf die Wechselbank schicken, dort mag es wohl besser mit ihm ergehen.

Indem kam der andere Sohn Claudius aus der Wechselbank, und der hatte seine Sache gut gemacht! — Nach acht Tagen, als Clemens den Schaden ein wenig verschmerzt hatte, sprach er zu seinem Sohn Claudius: „Mein lieber Sohn, nehme deinen Bruder Florens mit dir auf die Wechselbank, denn ich besorge, daß er im Schlachthaus nicht gut thut." „Gerne," sagte Claudius, will ich es thun, wenn er mir nur folgen wird." „Ich hoffe, er soll dir folgen," bemerkte Clemens, „denn er ist stark und mag dir den Sack mit dem Geld Morgens und Abends wohl nachtragen."

Neuntes Kapitel.

Wie Florens ein Pferd erhandelte und von seinem Pflegvater übel geschlagen wurde.

Und es geschah, als Florens auf die Wechselbank kam, ließ er sich Anfangs gar gut an; sein Bruder lehrte

ihn zählen und rechnen. Das trieb er etwa einen Monat lang, und Clemens gedachte, die Sache könne sich gut machen. Sie richteten es mit einander so ein, daß Claudius des Morgens auf den Wechsel ging, die Bank bestellte und den Sitz bereitete. Wenn es dann Tag war, brachte Florens das Geld auf die Bank. Einmal trug Florens einen Sack mit mehr als 600 Pfund nach dem Wechslerhaus; siehe da! bei der Brücke begegnete ihm ein überaus schöner Hengst, welcher eben auf den Verkauf geritten wurde. Als Florens den Hengst ersah, gedachte er bei sich: wie selig ist doch der, welcher ein solch Pferd hat und es zu brauchen weiß; ich habe Münze genug im Sack; wem nützet sie? mein Vater Clemens hat sie lange genug in der Truhe liegen und ist ihrer Niemand erfreut worden: wie wär' es, wenn mir der Kaufmann das Roß darum gebe. Er grüßte den Kaufmann und sprach: „Herr, ist euch das Roß feil? so gebt mir es zu kaufen, denn ich habe Geld genug; sagt mir mit Einem Wort, was ihr dafür wollt." Der Kaufmann entgegnete: „Du bekommst es nicht näher, denn um 30 Pfund Münz; es ist jung und stark, dazu mag es wohl laufen." Florens war froh, daß ihm das Pferd so wohlfeil werden sollte, und sprach: „Ich meine, Ihr seid nicht bei Verstand, daß Ihr ein solch Pferd nur um 30 Pfund abgeben wollet; ich will euch 40 Pfund geben, denn man soll nicht sagen, daß Ihr Verlust an mir habet." Freudig rief der Kaufmann: „Habt großen Dank, liebster Junker." Nun that Florens den Sack auf und zählte das Geld hin; der Kaufmann übergab ihm das Pferd sammt Zügel, und wünschte ihm Glück dazu. „Behüt Euch Gott zu tausendmal," rief Florens, „daß

Ihr mir das Pferd so wohlfeil gegeben," — und eilte nach Hause, denn er besorgte, der Kaufmann möchte ihm das Roß wieder nehmen. Dem war aber nicht so, sondern vielmehr sah der Kaufmann so hinter sich, ob Florens ihm nicht das Pferd wieder bringen würde. Straks ritt Florens gen St Germain. Eben saß Clemens mit seiner Hausfrau über Tisch, als Florens gegen das Haus trabte. Clemens sah ihn und rief ihm entgegen: „Ei, mein Sohn, sag' an, wer hat dir das große Pferd gegeben?" „Vater," entgegnete Florens, „das Pferd habe ich gekauft, und 40 Pfund Münz darum gegeben; ich verhoffe, ich habe das Geld wohl angelegt, denn besehet nur das Pferd, wie es so gute Augen hat, und so wohl laufen kann; bei Gott, es ist mehr, als 100 Pfund werth." Da Clemens dieß hörte, fiel er vor Zorn hinter den Tisch; als er wieder zu sich kam, führte er große Klage wegen des verlornen Gelds, und sprach: „Wahrlich, ich habe unweislich gethan, daß ich diesen bösen Buben über das Meer gebracht; hätte ich ihn lieber ertränkt; wenn es so fortgeht, wird er mich noch an den Bettelstab bringen und gar verderben."

Mit diesen Worten faßte er den Jungen mit beiden Händen bei dem Haar, warf ihn zur Erde und trat ihn mit Füßen. Ja, er hätte ihn todt geschlagen, wäre nicht seine Hausfrau, welche gar klug und verständig war, auch den Jungen liebte, wie ihren eigenen Sohn, ihrem Eheherrn unter die Streiche gelaufen, und hätte ihn so lange gebeten, bis er den Armen losließ. „Ach, lieber Herr," sprach sie, „fürchtet Ihr Euch nicht Sünden, daß Ihr den Jungen also übel schlaget; denket doch, er hat ja nur gethan, was adelich war; wer weiß, von was

Geburt er iſt. Ihr habt unweislich gethan, daß Ihr ihm das Geld vertraut habt; habt ihr nicht mehr an die Rinder gedacht, wie es damit erging?" Da wurde Clemens ſanfter, er ſprach: „Ich habe ihn übel geſchlagen und es gereuet mich, doch iſt es mir gar hart, ſolch Gut ſo liederlich zu verlieren." „Lieber Vater," ſagte Florens, „ich bin Euer Kind, darum ſchlaget mich, ſo oft Ihr wollt, aber ſehet doch den Hengſt an, wie ſtattlich er iſt; ich verhoffe, er ſoll mir noch gute Dienſte thun." Als Clemens ſah, daß dem Jungen das Pferd nicht aus dem Kopf zu bringen war, gedachte er der Rede ſeiner Hausfrau, daß Florens wohl von hoher Art geboren ſeyn möchte; er ließ ihn wieder an den Tiſch ſitzen und miteſſen, denn er war hungrig; die Streiche aber hatte er bald verſchmerzt, weil ihn ſein Pferd ſo gar erfreute.

Indem kam Claudius aus dem Wechſelhaus; er hatte den ganzen Morgen auf Münze gewartet, aber den Bruder ſo wenig als die Münze geſehen. Als er nun den Florens über Tiſch fand, ward er zornig und ſprach zu ſeinem Vater: „Wie mögt Ihr doch ſolches thun und mich alſo lang auf der Bank ſitzen laſſen? ſtatt mir die Münze zu ſchicken, ſitzt Ihr da, und ſehet dem Lecker zu, wie es ihm ſchmeckt; hat er euch nicht zwei feiste Rinder um einen Sperber verhandelt?" Indem ſieht Claudius noch in den Hof, wo das Pferd ſtand. „Wo kommt das greuliche Thier her?" fragte er verdrießlich. Der alte Clemens entſchuldigte ſich und erzählte die Geſchichte, welche ſich eben begeben hatte. „Das Roß aber," ſetzte er hinzu, „werde ich nimmermehr anrühren, auch ſeiner nicht warten, und ſollte es Hungers ſterben." „Wahrlich,

Vater," sagte Claudius, „es geschieht Euch recht; er wird Euch noch gar verderben. Es wäre besser, er wäre gar nicht geboren; ich will ihn für keinen Bruder mehr halten, auch seines Pferds nicht warten, denn wenn es den Kopf aufhebt, meine ich, es wolle mich fressen." „Ei," sprach Florens, „das schadet nicht; ich will seiner desto besser warten." Also nahm er das Roß beim Zügel, zog es in den Stall und gab ihm Futter genug, auch machte er ihm eine Streue.

Kaum konnte Florens warten, bis der andere Tag kam; er ging in den Stall, sattelte und zäumte sein Pferd, sah es recht an und sprach bei sich: wahrlich, das ist ein schöner Hengst, und ist 100 Pfund mehr werth, als er mich gekostet hat. Dann sprang er auf das Pferd, und gab ihm die Sporen, daß es einen Sprung nach dem andern machte und alle seine Stärke zeigte. Das Reiten stand dem jungen Florens so wohl an, daß jedmänniglich, wer zusah, ihn lobte, und sich seines adelichen Reitens verwunderte. Als das Pferd müde war, ritt Florens wieder nach Hause, ließ es allgemach erkühlen und gab ihm dann wieder Futter genug. Dabei sah er es immer an und gedachte bei sich: das Pferd könnte mir wohl einmal zu Statten kommen, denn ich habe große Lust, Waffen zu tragen, und mich damit auf einem Pferd zu zeigen.

Zehntes Kapitel.

Wie die Heiden Frankreich mit Krieg überziehen.

In denselbigen Zeiten regierte König Dagobertus wohl und glücklich über Frankreich. Nun waren die

Heiden erst kürzlich aus dem Lande gezogen, das sie lange inne gehabt hatten, und im Krieg wieder verloren. In Folge dessen lag die Stadt an vielen Orten lange Zeit öd und leer; doch jetzt fing das fränkische Volk an, sich wieder zu vermehren, Paris wurde groß und prächtig, dazu fest und wohl erbaut, der König aber ließ das herrliche Münster St. Dionysius aufrichten an einem Platz, wo zuvor nichts denn Hurst und Wildniß gewesen war. Bald entspann sich wieder ein Krieg zwischen den Ungläubigen und dem König von Frankreich, denn die Ungläubigen erneuerten ihre alten Ansprüche an das Reich. Die Obersten der Heiden und Türken giengen mit einander zu Rath und beklagten sich vor dem Sultan von Babylonien über das fränkische Volk, dieweil es sich unterstände, zu Paris einen Tempel zu erbauen, einen andern Glauben wider Mahomed aufzurichten, und meineidiger Weise vom heidnischen Glauben abgefallen wäre. Als der Sultan solches vernahm, sprach er: „Wohlan, ich will Frankreich von Grund aus verderben, seinen König aber an den Galgen hängen und verbrennen lassen.“ Sodann ließ er ein Aufgebot ergehen an alle heidnischen Reiche, daß Jedmänniglich ihm helfen soll, ganz Frankreich zu verheeren und zu vertilgen. Auch die den Christenglauben in jenen Reichen angenommen, sollten eilends erscheinen. Da versammelten sich die Könige aus Arabien und Persien mit großer Macht. Darnach kam der König der Riesen mit 30,000 Mann, und mit ihm der König aus Ethiopien, sowie der König aus Merach und Kryzte, welche 20,000 Mann herbeiführten. So kam auch der Admiral aus Babylonien, des Sultans Bruder, und brachte mit sich einen ziemlich großen Haufen. Also versammelten

ſich in 30 Tagen auf 100,000 Mann zu Roß und zu Fuß, um dem Sultan zuzuziehen. Da zog der Sultan dem Heer entgegen mit ſeinen Rittern, und empfing je einen nach dem andern auf's Freundlichſte; er hieß ſie willkommen ſein und dankte ihnen herzlich für ihr williges Erſcheinen.

Der Rieſenkönig, welcher der mächtigſte unter Allen war, begehrte mit dem Sultan zu reden. Als es ihm geſtattet wurde, begann er: „Herr und König von Babylon, wir begehren, daß Ihr auf's Schnellſte Euer Vorhaben ausführet; laſſet Eure Schiffe und Galeeren wohl beſchlagen, um das Volk darein zu ſetzen und gen Venedig zu ſenden. Denn bei meinem Gott Mahomed, komme ich über Meer und finde den König Dagobertus in Frankreich, ſo will ich ihn mit eigener Hand erwürgen; und will mein Haupt nicht ruhig legen, bis ich mit meinem Haufen in die Stadt Paris eingegangen, daſelbſt Haus und Hof gehalten und das ganze Land bezwungen habe; Euch, Herr und König, will ich dann ganz Frankreich ſchenken und den König Dagobert in Eure Hand liefern." Solches Anerbieten erfreute den Sultan gar ſehr. Jetzt ruhte er nimmer, bis die Galeeren bereitet und beſchlagen waren, 2000 an der Zahl. Nachdem er ſein Land wohl beſetzt hatte, ließ er das Volk einſitzen, um über Meer zu fahren.

Nun hatte der Sultan 20 Weiber, die ihm 30 ſtarke und kräftige Söhne geboren hatten. Auch zeugte er mit ihnen etliche Töchter, darunter ſich eine befand, welche er vor allen andern lieb hatte, denn ſie war ſo ſchön, daß man meinte, es wäre in der ganzen Heidenſchaft kein ſchöner Mägdlein zu finden. Ihr Leib war

ſchön und wohlgeſtaltet; ſie hatte ein Mündlein, roth wie Rubin, einen Hals, weiß wie Milch, ihr Angeſicht brannte wie eine Roſe, ihre Augen waren klar und hell wie Falkenaugen, ihre Hände waren weiß wie Schnee: ja es war an ihrem Leibe nichts vergeſſen, alſo, daß man ſie der ſchönen Helena aus Griechenland vergleichen mochte. Ihre Haare, welche dem gelben Dukatengold glichen, band ſie gar zierlich; ſie trug einen köſtlichen Schmuck und war von holdſeligen Geberden. Dieſe bat freundlich den Sultan, ihren Vater, er möge ſie doch mit ihm über's Meer fahren laſſen, denn gar zu gerne hätte ſie Frankreich geſehen. Auch ſprach ſie: „Da ihr Willens ſeid, mich zu vermählen, ſo könnte ich auf ſolche Weiſe ſehen, welcher König ſtreitbar iſt; denn fürwahr, nur dem will ich meine Liebe ſchenken und das Jawort geben, der am ritterlichſten fechten wird.“ Liebe Tochter, entgegnete der Sultan, wann mir mein Gott Mahomed behülflich ſeyn will, ſo will ich dich von Herzen gerne gen Frankreich führen. Die Jungfrau dankte ihrem Vater demüthiglich und ſprach: „Vater, rächet den Schaden, welche die von Frankreich Euch angethan, als ſie Euch aus dem Lande vertrieben, und ſchenket mir das Haupt König Dagoberts.“ „Beim Mahomet,“ ſagte der Sultan, „es ſoll geſchehen.“

Nun gingen die Herren alle zu Schiff; der Sultan mit den 30 gekrönten Fürſten und ſeiner Tochter nahm ſeinen Sitz auf einem herrlichen Dreimaſter, an welchem vier Adler, aus klarem arabiſchem Gold, ihre Köpfe und Schnäbel gegen Frankreich richteten. Da ſaß er nun und neben ihm ſeine holdſelige Tochter, ſein Troſt und ſeine Freude. Die Fahrt ging glücklich von Statten, denn es wehte ein gar günſtiger Wind. Auch gaben ſich

die Schiffleute viele Mühe, und so geschah es, daß man in wenig Tagen schon zu Venedig ankam. Die Heiden hatten ihren Anschlag schon vorher gemacht, darum, als sie den Grund spüreten, warfen sie ihre Anker aus, hielten dieselbe Nacht ihr Lager zu Venedig, und hausten dermaßen, daß sie in einem Monat das Land ganz und gar verheerten. Sie ritten durch die Stadt und ihre Dörfer wie Drachen, schonten weder Frauen noch Jungfrauen, nicht das Kind in der Wiege, und auf ihrem ganzen Raubzug ließen sie an Häusern und Kirchen keinen Stein auf dem andern.

Darüber wurden die Fürsten und Herren in der Christenheit gar sehr bekümmert und geängstiget; viele derselben, auch Ritter und Knechte, begaben sich in den Schutz des Königs von Frankreich, der eben St. Dionysii Münster zu bauen begann. Erst durch diese Flucht der Fürsten und Herren unter seinen Schirm empfing König Dagobert Kundschaft von dem schnellen Einfall der Ungläubigen in den christlichen Landen. Die Fürsten und Herren, welche Zuflucht suchten, sprachen: „Seid von uns gewarnt und versehet Euch wohl mit allem Bedarf, denn der heidnischen und türkischen Hunde kommen sehr viele. Wenn Eure Macht nicht gut bestellt ist, so sind wir verrathen und verloren, denn mehr als 100,000 Türken kommen, Euch heimzusuchen. Gott, der Allmächtige, möge seine Christenheit schirmen, und St. Dionysius uns zu Hülfe kommen; denn fürwahr, 30 gekrönte Fürsten haben sich mit dem Sultan aus Babylon vereinigt. Darum berathet Euch, Herr König, was Ihr nun thun wollet.“ Der König wußte auf diesen traurigen Bericht im ersten Augenblick gar keine Antwort zu geben, so sehr war

dadurch überraſcht; er ſprach nur: „O du heiliger Dionyſius, beſchirme Frankreich vor allem Uebel; denn wie würde dein Münſter vollendet werden, wenn die Heiden im Lande überhand nehmen; ſie würden es wieder zerſtören und einen heidniſchen Tempel daraus machen. O heiliger Dionyſius, ſchirme deine Stadt Paris.“ Alſo betete er oft, wenn er allein war, und ſein Gebet wurde erhört.

Eilftes Kapitel.

Wie der König Dagobert in alle Lande ausſchickte, um Hülfe zu werben, und auch Kaiſer Oktavianus ſich einfand.

Darauf hielt König Dagobert einen Rath mit allen ſeinen Herren und Rittern, und es ward beſchloſſen, daß man Briefe ausſende in alle Lande, und allen Königen, Fürſten und Herren der Chriſtenheit entbiete, daß ſie nicht lange ſäumen und mit aller ihrer Gewalt kommen und helfen; denn, wo die Heiden überhand nähmen, würde es auch ihnen Schaden bringen. Alsbald wurden die Briefe geſchrieben und Boten abgeſchickt, die ſchnell ritten, da ſie hinbeſchieden waren. Da nun die Fürſten und Herren die Briefe erhielten, ſchrieben ſie dem König wieder alſo: „Dagobertus, König in Frankreich, ſei getroſt, denn nach unſerm Vermögen wollen wir dir zu Hülfe kommen; die Heiden ſollen nimmer lachen, unſer Kommen ſoll ihnen Schaden bringen. Der Sultan von Babylonien ſoll nicht wiederkehren in ſeine Lande, ſondern in Frankreich ſein Leben enden.“

Als Dagobert dieſe Botſchaft empfing, ward er von Herzen erfreut und rüſtete ſich mit ſeinem Volk auf's

Allerbeſte. Indeſſen kamen alle dieſe Herren mit einer großen Anzahl Volks, um dem Könige zu helfen. Der König von Schottland kam über Meer her und brachte 14,000 Mann; der König von Irland führte 15,000 Mann herbei; und eben ſo viel brachte auch der König von England. Da nun König Dagobert vernahm, daß die Fürſten und Herren der Stadt Paris ſich näherten, ritt er ihnen mit großem Gepräng entgegen, empfing ſie freundlich, und dankte ſehr, daß ſie ſo willig zur Hülfe ſich eingeſtellt. Als er einen jeglichen Fürſten nach Stand und Gebühr empfangen hatte, ritten ſie in Einem Zug vor die Stadt Paris. Der König von England lagerte ſich mit ſeinem Volk vor einer Pforte der Stadt, da es ſehr von Nöthen war, ſie zu verwahren; der König von Irland legte ſich vor Dionyſii Thor; bei dem Thor Maulix aber ſchlug der König von Schottland ſein Lager. Der Herzog aus der Normandie legte ſich mit ſeinen 30,000 Mann auf die Mauern. Die Alle hatten Luſt, je bälder je lieber mit den Heiden zu ſtreiten. Da die Heiden ſchon angekommen waren und nicht ferne von der Stadt lagen, ſo fiel ſchon manches Scharmützel vor, ohne daß der König von Frankreich es erlaubt hatte; auch wurden manche Heiden auf den Vorpoſten um's Leben gebracht.

Unter denen, welche von König Dagobert um Hülfe angerufen worden waren, befand ſich auch Kaiſer Oktavianus; der kam auf einem andern Weg mit ſeinen Römern raſch daher gezogen bis an die Stadt Paris; aber faſt zu ſpät, denn der Sultan war ſchon zu weit ins Land eingedrungen, doch kam er den Heiden immer noch frühe genug. Der Kaiſer konnte ſeine Gemahlin und Kinder

immer noch nicht vergeſſen; ſo oft er an ſie dachte, konnte er ſich des Weinens kaum enthalten. Um ſein Leid zu vergeſſen, machte er die Fahrt gen Paris. Als er aber ſah, daß alle Fürſten außerhalb der Stadt ihr Lager hatten, ſo lagerte auch er ſich bei St. Germain vor der Matten. Sobald der König von Frankreich vernahm, daß Kaiſer Oktavianus mit 13,000 Mann vor St. Germain ſich gelagert hatte, ritt er mit großem Gepräng zu ihm in ſein Zelt, empfing ihn mit großer Ehrerbietung, und bat ihn freundlich, er möchte in ſeinem Palaſt zu Paris Herberge nehmen. Oktavianus bedankte ſich deſſen und ſprach: „Die erſte Nacht will ich bei meinem Volke bleiben; aber Eines möchte ich Euch fragen, Herr König: weß iſt das ſchöne und große Haus, ſo vor uns ſtehet? Die Mauern ſind hoch und ſtark, und der Meiſter, ſo es gebaut, hat ſich gewiß keine Mühe und Arbeit dauern laſſen, ſondern hat allen Fleiß und Koſten angewendet; wohl muß der Herr des Hauſes ſehr reich ſeyn.“ „Er iſt meiner Bürger einer,“ entgegnete der König, „und heißt Clemens; durch ſeinen Verſtand, auch viel Sorg und Mühe iſt er ein reicher Bürger worden; er iſt nämlich über Meer kommen, und hat mit ihm ein Kind gebracht ſo ſchön und adelich, wie in Paris kaum eines geſehen worden.“ Als Kaiſer Oktavianus das hörte, ließ er einen Seufzer über den andern, und konnte kaum des Weinens ſich enthalten. König Dagobert fragte den Kaiſer, was denn ſein Anliegen wäre. Da erzählte ihm Oktavianus die ganze traurige Geſchichte mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern, und wie ſeine Mutter an Allem dem Schuld geweſen. Mit großer Bewegung hörte Dagobert dieſe Erzählung, dann ſprach er: „Mein

Herr und Kaiser verzeihet mir, wenn ich freimüthig zu Euch rede; Ihr solltet vermöge Eurer Weisheit in dieser Sache nicht so strenge verfahren sein, sondern Euch besser erkundigt haben, dann wäret Ihr der Verrätherei auf den Grund gekommen. So es nun aber einmal geschehen ist, so habt Geduld, und bittet Gott, den Herrn, er möge Eure Frau und Kinder am Leben erhalten, vielleicht daß es Euch vergönnet ist, sie dereinst wieder zu sehen; werfet Euer Vertrauen nicht weg, denn Gott ist stark und mächtig und kann all' Euer Leid wieder in Freude verkehren. Seid getrost, und kommet mit mir heim in meinen Palast, dann wollen wir weiter von der Sache reden." Der Kaiser dankte für diese Einladung, und versprach, auf eine andere Nacht, wenn sein Herz nicht mehr so betrübt wäre, den König heimzusuchen. Nun nahm König Dagobert von dem Kaiser Abschied und ritt wieder in die Stadt zurück. Dieselbe Nacht war der Kaiser gar betrübt in seinem Herzen. Als es Tag wurde, wappneten sich Herren und Knechte, und konnten es kaum erwarten, bis man Lärmen schlüge. Sie sprachen auch ihr Gebet zu Gott, daß er ihnen im Streit möge beistehen.

Zwölftes Kapitel.

Wie die Heiden vor der Stadt Paris ihr Lager schlugen.

Indessen wurden die Heiden und Türken immer mächtiger und stärker, und verheerten bei ihrem Durchmarsch das ganze Land. Vor ihnen her zog der sogenannte verlorne Haufen, der aus 10,000 Mann bestand. Dieselbigen hatten gar kein Erbarmen mit den Christen,

ſondern mordeten Männer, Weiber und Kinder. Da erhob ſich großer Jammer und Klage im ganzen Land; auch raubten die Türken Alles, was ihnen in den Weg kam. Die Heiden zogen gar ſchnell daher, bei Tag wie bei Nacht, bis ſie auf 7 Meilen der Stadt Paris ſich näherten, allwo ſie ihr Lager ſchlugen. Bald nach ihnen kam der Sultan von Babylon, der war mit lauter Gold bekleidet. Er hatte einen langen Bart, weiß wie Schnee, der bis auf den Sattelbogen reichte. Sein Haupt ſaß ſtolz und hoch und war mit güldenen Knöpfen verziert; er hatte große Augen und war ein ſo hochgewachſener Mann, wie man zu der Zeit keinen ſeines Gleichen finden mochte. Sein Pferd, auf dem er ſaß, hatte an der Stirne ein krummes Horn von gediegenem Gold, auf der Bruſt aber trug es ein güldenes Kleinod, in welchem mancher Diamant und Rubin verſetzt war. Neben dem Sultan ritt ſeine Tochter Marcebylla, die war auf's Köſtlichſte gekleidet und mit allerlei Kleinodien geziert. Ihr Kleid und Schmuck ſammt dem Pferd war auf 20,000 Dukaten geſchätzt; und das iſt wohl glaublich, denn ihr Pferd hatte eine güldene Sonne mit 3 Edelſteinen, einen Diamant, Rubin und Smaragd, welche rings mit köſtlichen Perlen geziert waren, an der Stirne hangen. Neben, vor und nach ihr ritten 300 Jungfrauen, alle Königstöchter, Herzoginnen und Gräfinnen, die ihr zugeſellt waren. Auch ließ der Sultan ſeinen Götzen auf einem vergoldeten Wagen daher fahren, und jeden Tag betete er ihn auf den Knieen an. Alſo ritt er Tag und Nacht mit ſeiner Ritterſchaft, auf daß er deſto bälder den König von Frankreich heimſuchen könnte. Alles, was im Lande gefunden ward, mußte verheert werden. Keine Kirche,

kein Haus, kein Dorf, kein Schloß war vor den Heiden sicher. Dabei befanden sich die armen Bauern gar übel: kamen sie auch mit dem Leben davon, so wußten sie nicht, wohin sie fliehen sollten. Da hörte man oft die Klage durch das Land: O Dagobertus, König in Frankreich, wie waret Ihr vor Zeiten so berühmt und fast unüberwindlich, aber jetzt genießen wir dessen gar wenig; lasset doch St. Dionysii Münster ungebaut und gebt Eurem Volke Trost. Fürwahr, die Heiden sind der Stadt zu nahe geritten. Also klagte das arme Landvolk ohne Unterlaß.

Indessen kam der Sultan ganz nahe vor Paris; er ließ ein köstliches Zelt vor der Stadt aufschlagen, das war rings umschlossen mit 30 besonderen Zelten. Außerdem wurden noch unzählige andere Zelte aufgeschlagen. Als des Sultans Zelt aufgeschlagen war, ging er hinein mit seiner Ritterschaft; dabei stellte er sorgfältig die Wachen aus, und schickte Kundschafter ab, um das fränkische Heerlager zu besehen. Als diese zurückkamen, berichteten sie, wie sie die Feinde alle in guter Ordnung befunden, die Thore fest verschlossen, die Thürme und Mauern wohl besetzt, und ein so großes Kriegsheer, daß es ihnen unmöglich gewesen, seine Zahl zu erkundigen. Diesen Bericht brachten die Kundschafter dem Sultan in Gegenwart des Riesenkönigs, der sich darüber wie unsinnig stellte und sprach: „Ich will keine Ruhe haben, bis ganz Frankreich zerstört ist, so daß kein Stein auf dem andern bleibt.“ Aber viele Heiden entsetzten sich auf die Berichte der Kundschafter hin vor den Feinden, und Manche dachten bei sich, wenn sie nur daheim geblieben wären.

Zur selben Zeit bat die Jungfrau Marcebylla ihren Vater gar freundlich, er möchte ihr gönnen, vor die Stadt Paris zu reiten, denn sie hätte Lust, dieselbe zu sehen. Es wurde ihr erlaubt, aber der Sultan befahl sie dem Riesenkönig, welchem es keine geringe Freude war, denn auf solche Weise konnte er des Sultans Gunst erlangen, dabei war er auch der Jungfrau von Herzen hold. Nun ritt der Riesenkönig mit der Jungfrau und ihren Dienern so stark, daß sie in kurzer Zeit vor der Stadt ankamen. Allda wurde ihr ein gar köstliches Zelt aufgeschlagen, darinnen sie ihre Wohnung haben sollte. Auf demselben Zelt war ein gar köstliches Bild von Gold gemacht, das den Gott Mahomeds mit einem Stecken darstellte, als dräuete er dem Lande Frankreich.

Als nun die Franzosen sahen, daß die Ungläubigen der Stadt so nahe gerückt waren, schwuren sie zusammen, sich mit ihnen zu schlagen. Der König aus Spanien sprach: „Ich will den ersten Angriff thun." Kaiser Oktavianus sprach: „Ich will in eigener Person mit dem Sultan streiten." „Das wollen auch wir thun," sagten die Könige aus England und Schottland. Also rüsteten und wappneten sich Alle, ein Jeglicher zur Schlachtordnung.

Dreizehntes Kapitel.

Wie des Sultans Tochter dem König von Frankreich durch einen höckerichten Boten widersagen läßt.

Als sich nun König Dagobert mit den andern Königen zur Schlacht bereitete, kam ein Bote mit einem Höcker

auf dem Rücken. Seine Augen ſtanden einer Hand breit von einander, er hatte krumme Schenkel, eine breite Naſe und einen dicken Kopf: kurz, er war überaus häßlich anzuſehen. In ſeiner Hand trug er ein Seil mit ſcharfen Knöpfen, damit ſchlug er ſein Pferd auf die Rippe. Als ihn etliche Chriſten anſichtig wurden, machten ſie ſich herzu, denn ſie hielten ihn für ein Meerwunder. Dieſer ungeſtalte Bote ritt durch die Heerhaufen der Chriſten, und rief mit heller Stimme: „Wo iſt Dagobert, König von Frankreich, welcher die Ehre und den Ruhm der Stadt Paris inne hat? ich bringe ihm Botſchaft von des Königs Tochter von Babylon, und habe mit ihm zu reden.“ Man führte den ungeſtalten Boten vor den König, um zu hören, was ſein Anliegen wäre. Als er vor den König kam, kniete er nieder und ſprach: „Merket auf, Herr König in Frankreich, meine gnädigſte Herrin Marcebylla, Königin von Babylon, entbeut Euch, ſie ſei gekommen, Euch und die Eurigen zu verderben; darum hat ſie das Land ſchon großentheils verwüſtet und vor den Thoren von Paris ihr Lager aufgeſchlagen. Sie läßt Euch fragen, ob Ihr Euch getrauet, die Stadt Paris zu ſchützen, oder aber, ob Ihr ſie, auch Euch, und Alles, was Ihr habt, in ihre Hand übergeben wollet. Unter 300 ſchönen Jungfrauen iſt meine Herrin die allerſchönſte und kann nichts auf Erden an Schönheit ihr gleichkommen. Sie bittet Euch, daß Ihr und die Eurigen in ihrem Lager ſie nicht antaſten, ſondern frei laſſen möget, denn in dieſer Zuverſicht hat ſie das Lager ſo nahe vor der Stadt aufgeſchlagen. Weiter entbeut ſie Euch, daß morgen zu rechter Tageszeit ihr Allerliebſter in einem Küras mit Schild und Speer vor der Stadt erſcheinen wird,

um mit dem Mannlichſten unter Eurer Ritterſchaft zu ſtreiten; findet ſich unter Euch Keiner, der es wagen wollte, ſo wird er dennoch nicht, ohne Schaden zu üben, von Paris abziehen. Darum, Herr König, bedenket kurz, was Euch zu thun iſt." König Dagobert antwortete dem Boten: „Sage deiner Herrin, ſie dürfe weder von mir noch von meinen Leuten einen Schaden befürchten, da ſie ſolches an mich begehret hat; hat aber ihr Liebhaber Luſt, zu ſtreiten, ſo wollen wir ihm dieß gewähren, und er möge kommen. Dafür ſagte der Bote dem König großen Dank; „aber wahrlich," ſetzte er hinzu, „es wird Euch gereuen, denn ehe ein Monat vergeht, will er Eure Königskrone auf ſeinem Haupt tragen und Euer Volk ganz und gar zernichten. Darum rathe ich Euch, gebet die Stadt Paris und Euer ganzes Haus willig auf, denn Ihr vermöget einem ſo ſtarken Rieſen keinen Widerſtand zu thun." Mit dieſen Worten ſchied der Bote von dem König, ritt ſo ſchnell als möglich zu des Sultans Tochter, und zeigte ihr Alles an, was ihm König Dagobert befohlen, beſonders, wie er den Rieſenkönig zum Kampfe vor die Stadt beſtellt hatte. Der Rieſenkönig wurde durch dieſen Bericht vor Freuden ſchier unſinnig; er verhieß ſeiner Geliebten, er wolle morgen früh vor der Stadt Paris erſcheinen und allen Franken abſagen, ja Alle, die er bekäme, wolle er mit ſeinen Händen in Stücke zerreiſſen. Das gefiel der Tochter des Sultans gar wohl, und ſie dankte ihm höchlich für ſeinen guten Willen.

Vierzehntes Kapitel.

Wie der Riesenkönig vor die Stadt kommt und ein Ritter gegen ihn auszieht, den er auf den Rücken nimmt und seiner Liebsten bringt.

Sobald es Tag war, wappnete sich der Riesenkönig, nahm aber keinen Speer, sondern nur sein heidnisch Schwert zu sich. Auch wollte er auf kein Roß sitzen, sondern zu Fuß gehen, denn er war bei 12 Mannsschuhe groß. Als er völlig gerüstet war, ging er zu Marcebylla, nahm Abschied von ihr und zog gerade der Stadt Paris zu. Indem er vor die Stadt kam, rief er mit gezücktem Schwert: „Ich streite, streite wegen meiner Allerliebsten; komm, wer Lust hat, so will ich sein nicht fehlen. Als die in der Stadt dieß Geschrei hörten, liefen sie eilends auf die Mauern; aber wie erschracken sie, als sie den gräulichen Riesenkönig erblickten; darum wollte sich Keiner hinauswagen. Den König Dagobert erfreute es nicht gar sehr, als man ihm den Riesen zeigte; er betete: O du heiliger Dionysius, ich will dein Münster gern dir zu Ehren aufgerichtet haben; ach! bitte für uns zu Gott, auf daß wir nicht vertrieben werden von den Widerspenstigen unsers Glaubens. Sei ein Beschirmer des Landes Frankreich; denn wenn wir dießmal vertrieben werden, so wollen wir nichts mehr von dir wissen. Und es geschah, als sich lange Keiner finden wollte, um mit dem Riesen zu streiten, da trat ein edler junger Ritter hervor, der war ein Oberherr zu Wonedebier, und sprach: „Wir sind nicht eines faulen Apfels werth, wenn Keiner unter uns ist, der gegen den Feind stehen könnte. Darum bringet mir meinen Harnisch, Schild und Speer, Stiefel und Sporen, besonders mein gutes Schwert

und mein treues Pferd; denn ich habe große Luſt, mit dem Rieſen zu ſtreiten. Wiewohl er ſo gar ſtark iſt, will ich es doch mit ihm verſuchen; er ſoll entweder von meinen Händen ſterben oder will ich Paris nimmer ſehen." Alſo ward der Ritter aufs Beſte gewappnet; er ſaß auf ſein wohlverſuchtes Pferd, nahm den Speer in ſeine Hand und ritt die Gaſſen auf und ab, um ſich zu probiren. Als er eine gute Weile geritten war, begab er ſich vor des Königs Pallaſt, um Abſchied zu nehmen. Der König hatte eine große Freude an ihm und ließ ihm das Thor öffnen. Als der Ritter auf dem Felde war, ritt er den nächſten Weg dem Rieſen zu. Die in der Stadt legten ſich auf die Mauerzinnen, um zu ſehen, wie es dem Ritter ergehen würde. Als der Rieſe den Ritter ſah, war er zornig, daß er mit einem ſolchen Männlein ſtreiten ſollte. Da rannte der junge Ritter mit aller ſeiner Kraft gegen den Rieſen, alſo daß ſein Küras durchſtochen wurde; aber verletzen mochte er ihn nicht, denn er war mit Ringpanzer und Leder ſo gut verſehen, daß man ihm nicht beikommen mochte. So konnte ihn der junge Ritter auch nicht über den Haufen rennen, denn er war ihm zu ſtark; rannte er gegen ihn, ſo war es zu achten, als ob er gegen einen Thurm anlief. Da erſah der Rieſe einen Vortheil, griff nach dem Ritter, und rieß ihn aus dem Sattel; dann nahm er ihn auf ſeine Achſel wie eine Feder, und trug ihn in das Lager. Der Ritter ſchrie mit lauter Stimme: Heilige Jungfrau! komm' mir zu Hülfe, denn dieſer lebendige Teufel wird mich in die Hölle tragen. O frommer König Dagobert! hätt' ich doch deinem Rath gefolgt, und wäre nie aus Paris gekommen. So klagte der Ritter, aber dem Rieſen machte

das große Freude: er lief mit ihm dem Lager zu, wie ein Mühlknecht mit einem Sack, und gab ihm manchen harten Kopfstoß.

Als der Riese in das Lager kam, empfing ihn die Jungfrau gar freundlich; da nahm er den zitternden und bebenden Ritter von der Achsel und schenkte ihr ihn zu einem Blutpfennig. Der Ritter meinte nicht anders, als daß er zur Stunde sterben müßte; jedoch die Jungfrau, welche den Christen im Herzen nicht feind war, erbarmte sich seiner. „Was hat dich dazu bewogen," so fragte sie ihn, „einen so starken und mächtigen König zu bekämpfen?" Bebend kniete der Ritter vor ihr nieder und sprach nothgedrungen: „Da dem frommen König Dagobert Botschaft kam, daß der Riesenkönig streiten wollte mit dem mannlichsten Ritter, und kein solcher zu finden war, habe ich mich unterstanden, wider denselben zu streiten: was ich leider jetzt bereuen muß." Als der Ritter also vor der Königstochter kniete in seinem Küras, hieß sie ihn denselben ausziehen und sprach: „Lieber Ritter, stehe auf und fürchte dich nicht, denn dir soll kein Leid geschehen." Er zog den Küras aus, und nun setzte man sich zu Tische. Noch immer fürchtete sich der Ritter, er müßte sterben; aber die Königstochter sprach: „Guter Freund, sei guter Dinge; mich erbarmt deine Kühnheit, mit der du gegen den Riesen gerannt bist: es sei dir zugesagt, wegen deiner Mannheit soll dir kein Leid widerfahren. Mit weinenden Augen dankte der Ritter der Jungfrau, und war voll Freude, daß er nun des Lebens gesichert wäre. Darnach wurde des Sieges wegen ein prächtiges Nachtmahl dem Riesen zu Ehren gehalten. Am andern Morgen schmückte sich die Königstochter gar

prächtig, und ging zu ihrem Buhlen, dem Rieſenkönig, der ſich gar köſtlich angelegt hatte; ſie trat ihm entgegen mit etlichen Jungfrauen und wünſchte ihm einen guten Morgen. Der Rieſenkönig erwiederte den Gruß gar höflich und ſprach: „Ich habe Freude, Troſt und fröhlichen Muth, ſo oft ich Euch anſehe, holde Jungfrau; von Eurem Vater will ich Euch erwerben, und die Krone Frankreichs auf Euer Haupt ſetzen, aber gebet mir einen Kuß von Euren holden Lippen.“ Die Jungfrau ſprach: „So bald Ihr den König von Frankreich zu mir bringt, will ich Euch einen freundlichen Kuß geben.“ Darüber freute ſich der Rieſe höchlich, er beugte ſich tief vor der Jungfrau und wappnete ſich nun von Neuem, um zu ſtreiten. Bald kam er wieder vor die Thore von Paris und ſchrie mit gräßlicher Stimme: „Hier ſteh' ich alle Stund', zu ſtreiten, geſandt von meiner holden Marcebylla. O Dagobert, es wird dir übel gehen, wenn du die Stadt Paris nicht aufgibſt, denn du wirſt keinen Ritter mehr finden, der mit mir ſtreite.“ Wirklich erſchracken die Herren und Fürſten ſo ſehr vor dem Rieſen, daß es keinen gelüſtete, hinauszugehen. Da ſprach der fromme König Dagobert: „Wohlan denn, ſo wappnet mich, denn ich will mein Leben wagen gegen den Rieſen und, ſo Gott will, ihn umbringen, oder ſelbſt auf dem Platze bleiben. Heiliger Dionyſius, komm' mir zu Hülfe, und ich will dein Münſter freudig vollenden.“ Als Kaiſer Oktavianus ſolches hörte, ſprach er: „Das wolle Gott nicht, daß Ihr mit dem Rieſen ſtreitet; eher will ich ihn bekämpfen mit meiner eigenen Hand.“ Aber der König von Frankreich wollte das nicht zugeben, und ſo ſtritten nun Beide um die Ehre des Kampfs.

Während die Fürsten und Herren ein solch Gespräch mit einander hielten, ging der alte Clemens durch die Gassen der Stadt Paris, und hinter ihn trat sein Sohn Florens. Als sie sahen, daß die Fürsten und Herren so traurig und ernst bei einander standen, sprach Florens zu seinem Vater: „Lieber Vater, sagt mir doch, was bedeutet der Ernst und die Traurigkeit dieser Fürsten und Herren?“ „Ach!“ entgegnete Clemens, „die Ungläubigen sind mit Gewalt in unser Land gezogen, und vermeinen es ganz und gar zu zerstören. Nun ist da ein mächtiger Riesenkönig, dem die Tochter des Sultans von Babylon in Liebe zugethan; an den will sich kein Herr und Ritter mehr wagen im Kampf, weil er einen jungen Ritter in verwichener Zeit gar überwunden hat. Darum sind die Fürsten sehr erschrocken; wäre nur dieser Riese überwunden, so würde man die andern Heiden wohl bald aus dem Lande haben. Aber so lange der nicht erschlagen ist, wird die Christenheit zu Grunde gehen.“ „Wie,“ fragte Florens, „hat denn der Riese den Ritter gefressen?“ „Das mein ich nicht,“ sprach Clemens, „aber ich hörte, daß er ihn mit sammt seinem Küras auf die Achsel nahm, und in das Zelt der Königstochter trug.“ „O,“ rief Florens, „wenn mir solches widerführe, wollte ich mich nicht fürchten, denn mit Jungfrauen ist gut handeln.“ „Lieber Sohn,“ sprach Clemens, „du bist wohl ein frischer Junge, aber bedenke, wie groß und stark der Riese ist; er mißt 12 Schuhe in die Länge, so daß ihm Niemand zu nahen getraut; so ist es wohl glaublich, daß sich die Fürsten darüber kümmern.“

Fünfzehntes Kapitel.

Wie Florens mit dem Riesenkönig kämpfte und ihm Arm und Kopf abhieb.

Als Florens von seinem Vater solches hörte, sprach er: „Ach, mein lieber Vater, erlaubt es mir, daß ich mit dem Riesen streite, denn an ihm möcht' ich gerne meine Stärke versuchen; ich habe ja schon das Pferd dazu, welches mich ohne dieß viel genug kostet." „Was denkst du, lieber Sohn," sprach Clemens; „laß einen Andern streiten, denn viele theure Ritter in der Stadt wagen sich nicht an ihn, wie wolltest du gegen ihn bestehen? Laß ab von deinem Vorhaben, denn, wenn Zwanzig, wie du, wären, würden sie Nichts gegen den Riesen ausrichten, sondern unter seiner Hand bleiben." Florens entgegnete: „Vater, ich werde keine Ruhe mehr haben, so lange ich nicht mit diesem Riesen gestritten: darum gewährt mir die Bitte, oder, ich will, wie ich dastehe, ohne Waffen zu dem Riesen gehen, und ihn bestreiten." Als Clemens sah, daß Florens auf keine Weise abzubringen war, so sprach er zornig: „Fahre hin und lebe nach deinem Willen; willt du aber meinem Rathe folgen, so bleibe daheim, und lasse den Riesen zufrieden. So habe ich auch keinen ganzen Harnisch für dich, und mein Küras taugt nicht mehr, denn er ist rostig; die Armschienen sind gar unsauber vor Rost und Staub, weil ich in 30 Jahren keines dieser Stücke an meinen Leib gebracht habe. Mein Spieß ist krumm und vor Rauch ganz schwarz worden; du weißt ja, daß ich lieber hinter dem Ofen gesessen, als Waffen und Harnisch getragen, denn das bringt selten Nutzen, aber viele Schläge

auf den Rücken." „Das ſchadet Alles Nichts," ſprach Florens, „gebt mir nur dieſe Stücke um Gottes Willen, wie roſtig ſie auch ſein mögen, ich will Ehre damit einlegen; ja ich möchte ſie nicht mit andern vertauſchen, wenn ſie noch ſo ſchön glänzten." Als Clemens ſah, daß Florens nicht nachlaſſen wollte, ſo ſprach er: „Wohlan, ſo du durchaus mit dem Rieſen ſtreiten willſt, ſo will ich dir meine roſtige Rüſtung leihen, aber ich weiß wohl, daß du mit dieſem Zeug verſpottet werden wirſt; doch ſey Gott befohlen, der wolle dich bewahren. Aber halte dich wohl, dann, wenn du nicht unterliegſt, wird man dich loben und preiſen." Das gefiel dem Jungen wohl und gedachte bei ſich, es müſſe ihm gerathen. Darnach wappnete ſich Florens mit dem roſtigen Harniſch. Clemens ſetzte ihm ſeinen Helm auf, der war voll Spinnweben und ganz ſchwarz vor Roſt: auch hatten Mäuſe und Ratten lange darin geniſtet. Dann brachte ihm Clemens ſein Schwert, welches wohl in 30 Jahren nicht aus der Scheide gekommen war. Vor lauter Roſt wollte es nicht aus der Scheide; da nahm Clemens das Schwert beim Kreuz, und Claudius, der andere Sohn, hielt die Scheide; alſo zogen ſie, bis das Schwert ausging, aber Beide fielen rücklings, der eine mit dem Schwert, der andere mit der Scheide. Da hätten ſie lieber geweint als gelacht, aber Florens freute ſich darüber und ſprach ſcherzend zu ſeinem Vater: „Ihr müßt lange ſchon nichts Böſes mehr mit dieſem Schwert angeſtellt haben." Clemens entgegnete: „Darum, ſo rath ich dir, hänge dieſes Schwert ohne Scheide um, ſo darfſt du keine Sorge haben, es möchte dir, wie uns ergehen, wann du dich damit wehreſt." Nun führte Clemens ſeinem Sohn auch

das Roß zu; es war auf fränkiſche Art geſattelt und gezäumt, denn der Sattel war wohl durchbrochen, der Zaum aber an drei bis vier Orten mit Neſteln gebunden. Florens ſprang auf das Roß und rief: „Wo iſt der Rieſenkönig? nun noch meinen Spieß her!“ Clemens reichte ihm denſelben, er ſah aber gar unſauber aus, denn die Hühner hatten lange darauf geſeſſen.

„Nun fahr' hin, lieber Sohn,“ ſprach Clemens, „Gott gebe dir ſeine Gnade, daß du mögeſt Ehre einlegen; auch will ich dir das Geleit geben bis zu der Pforte der Stadt, und will auf der Zinne Acht auf dich haben, wie es dir ergeht; je größere Streiche du dem Rieſen giebſt, deſto lieber wirſt du mir ſein.“ „Vater,“ ſagte Florens, „ſo Gott will, werde ich euren Willen vollbringen und unſerm König das Haupt des Rieſen einhändigen.“ Mit dieſen Worten nahm er Abſchied von ſeiner Mutter, die ſehr weinte, und ſeinem Bruder Claudius. Alſo ritt er durch die Gaſſen der Stadt, begleitet von Clemens, aber Jedmänniglich ſpottete ſeiner. Einer ſprach: „Schaut, was für ein glänzender Ritter daher kommt!“ ein Anderer: „Laßt ihn reiten, er wird uns viel Nutzen ſchaffen, denn die Heiden werden an ihm erſchrecken und davon fliehen.“ Andere ſagten: „Laßt ihn, denn er will dem Rieſen des Sultans Töchterlein abgewinnen.“ Alſo war ein Geſpötte über den guten Florens, aber der ließ ſich nicht merken, als ob er es höre, und ritt dem Thore zu. Zur ſelbigen Stunde kam gerade der Rieſenkönig vor die Stadt, und hub an zu ſchreien: „Ihr Baſtarde, wollet ihr das Thor nicht öffnen? es wird euch übel ergehen, denn ihr müßt unter meinen Händen ſterben oder eure Stadt ſchmählich ver-

laſſen und nimmer darein kommen; euren König aber will ich an den Galgen hängen."

Dieſes Geſchrei hörten die Wächter auf den Mauern; ſie zeigten es den Fürſten und Herren an, welche gar ſehr darüber erſchracken. Sobald Florens hörte, daß der Rieſe vor dem Thore war, hatte er keine Ruhe mehr; man mußte ihm aufthun und ihn hinaus laſſen. Nun lief Alles, was laufen konnte, auf die Mauern, um zu ſehen, wie es dem jungen Florens mit dem Rieſen erginge. Die größte Sorge hatte der alte Clemens; damit er ſeinen Sohn beſſer ſehen könnte, ſaß er rittlings auf die Mauerzinne und ſprach: „Ach, mein Sohn, möge dir Gott Kraft und Stärke verleihen, auf daß unſer Land und Volk durch dich erlöst werde und du den Rieſen überwinden mögeſt."

Indem ſprengte Florens auf den Rieſen zu. Als der Rieſe ihn ſo ernſtlich anreiten ſah, rief er: „Wahrlich, glänzender Ritter, du magſt wohl billig dem danken, der dich gewappnet hat; beim Mahomet! deine Rüſtung iſt gar luſtig anzuſehen; man könnte glauben, du habeſt ſie bisher in einer Miſtpfütze aufbewahrt. Was willſt du? du willſt doch nicht mit mir ſtreiten? mach' dich wieder heim, das rath' ich dir, und heiß mir deinen König Dagobert kommen; mit dieſem will ich ſtreiten, aber nicht mit dir; denn es wäre eine große Schmach für mich, wenn es vor Fürſten und Herren käme, daß ich mit einem ſo roſtigen Ritter fechten würde." Ueber dieſe ſchimpflichen Worte erzürnte Florens gar ſehr, er ſprach: „Ich ſehe wohl, daß du meiner ſpotteſt, ich will dich aber bald anders reden lehren; dein Haupt will ich meinem Herrn und König verehren; keine andere Gabe

will ich von dir empfangen." Mit dieſen Worten rannte Florens gegen den Rieſen und betete leiſe: Mein Gott, ſtehe mir bei im Kampfe gegen dieſen Rieſen, den großen Feind unſers Glaubens. Gott erhörte das Gebet des Jünglings, und der erſte Ritt gerieth ihm alſo, daß er den Rieſen mit ſeinem Pferde zu Boden rannte, und ihm den Rücken ſo durchſtach, daß der Spieß ein Klafter lang durch ihn ausgieng. Sein Blut floß auf die Erde, wie aus einem Röhrbrunnen, und er wurde bis zur Ferſe mit Blut überſpritzt. Als der alte Clemens auf der Mauer ſolches ſah, dankte er Gott mit Freuden und ſprach: Geſegnet ſei die Stunde, in der ich dich hab' über Meer getragen. Durch den Stich wurde der Rieſe ſehr aufgebracht und wollte über Florens her, um ihm zu ſchaden; aber Florens entwiſchte ſeinen Händen, indem er mit ſeinem Pferd ein wenig ſeitwärts ritt. Dann faßte er ſein bloßes Schwert, ſchwang es ſtark und mächtig, und traf den Rieſen auf ſeinen linken Arm, alſo daß er ihn ihm vom Leibe ſchlug. Clemens auf der Mauer rief ſeinem Sohne zu: „Gott möge dich ſtärken; glückſelig war die Stunde, in der ich dich kaufte, und noch glückſeliger die, als ich dich nach Paris brachte. Fürwahr, du haſt mein Geld um das Pferd wohl angelegt. Nun wird man deiner nimmer ſpotten im roſtigen Harniſch, ſondern von Allen, abſonderlich dem König, wirſt du gerühmt werden. O mein Sohn, ſchlag ihm den andern Arm auch ab, ſo biſt du ſicher vor ihm." Dieſes Geſchrei hörte Florens, und vermerkte daraus, daß ſich Alle, die auf der Mauer waren, freuten.

Der Rieſe war ergrimmt über den Verluſt ſeines Arms und rief: „Du, Böſewicht, haſt mir mit deinem

roſtigen Schwert manchen Schlag gegeben; aber vermeine nicht, daß du mich dadurch überwunden. Nein, bei Mahomed, und wann du 15 der ſtärkſten Ritter bei dir hätteſt, ſo müßten alle mit dir ſterben." Florens antwortete: „Du lügſt, denn bei mir iſt der lebendige Gott mit ſeiner Gnad und Stärke." „Du ſollſt es noch erfahren," ſprach der Rieſe, „wie er dir helfen wird." Florens erwiederte Nichts auf dieſe Drohung, ſondern faßte ſein Schwert mit allen Kräften, und that einen ſolchen Streich auf den Rieſen, daß er ihm den Helm vom Kopf ſchlug; der Rieſe aber erwiſchte den Florens beim Schild, und vermeinte ihn dadurch unter ſich zu zerren; doch Florens ließ den Schild fahren, um dem Rieſen nicht unter die Hand zu kommen. Den Schild warf der Rieſe hoch in die Luft, damit ihn Florens nimmer ſehe; darnach ſchlug er mit der Fauſt auf Florens, und traf ſeinen rechten Schenkel, daß er beinahe zurückgefallen wäre; doch kam er bald wieder in ſeinen Stegreif. Jetzt ſchrie Clemens auf der Mauer mit lauter Stimme: „Lieber Florens, ich meine, du ſchlafeſt; laß ab davon, denn wo dich der Rieſe überwindet, ſo wird ganz Frankreich zu Grunde gehen." Als Florens dieſen Zuruf hörte, machte er ſich wieder an den Rieſen und gab ihm einen ſolchen Streich auf die Schulter, daß ein großes Stück des harten kapadoziſchen Leders, womit der Rieſe bekleidet war, ſammt ſeinem Fleiſch auf den Boden fiel, und das Blut auf die Erde floß, als wenn man einen Ochſen geſchlachtet hätte. Als der Rieſe alſo ſein Blut fließen ſah, wäre er lieber beim Sultan oder bei ſeiner holden Marcebylla geweſen, denn er fand in Florens einen Meiſter, desgleichen ihm nie einer vor

Augen gekommen war. — Auf's Neue ergrimmt, ging der Rieſe auf Florens los; Florens wich vier oder fünf Schritte zurück, der Rieſe eilte ihm nach und traf ſein Roß auf den Kopf, daß es auf die Erde fallen mußte. Obgleich Florens dem Roß auf den Rücken lag, ſtand er doch bald wieder auf den Füßen, aber mit großen Sorgen, denn er befürchtete, er möchte den Rieſen zu Fuß nicht überwinden. Jetzt ſchrieen Alle, die auf der Mauer ſtanden: O du ſtarker Gott! hilf unſerm Ritter Florens, daß er den böſen Rieſen, den Verfolger deiner Chriſtenheit überwinden möge, und unſer Land gerettet werde von den blutdürſtigen Heiden.

Als der Rieſe dieß hörte, ging er wieder auf Florens zu und ſprach: „Wohl haſt du mir einen Arm abgehauen, aber es ſoll mir nicht ſchaden, denn ich habe einen Arzt bei mir, der mich heilen kann.“ „Und ich,“ rief Florens, „habe bei mir den lebendigen Gott, der mich ſtets ſtärket: ob du mir ſchon meinen Schild genommen, bin ich doch noch nicht überwunden.“ „Laß ſehen,“ ſprach der Rieſe, „wie ſtark dein Gott iſt.“ Mit dieſen Worten ſchlug der Rieſe gräßlich auf Florens, als ob er ihn mit Einem Streich von einander hauen wollte, aber Florens ſprang ihm aus dem Streich und wehrte ſich ſo ritterlich, daß ihm der Rieſe Nichts anhaben mochte. Da wurde der Rieſe noch grimmiger und ſchluch immer wilder auf Florens; aber in der Hitze überſah er die Schanze, ſtrauchelte über einen Stock, fiel zurück und that einen ſo gräßlichen Fall, daß der Platz erzitterte: da gab ihm Florens manchen harten Streich, bis er ihn zuletzt um Gnade bitten mußte. Aber Florens ſprach: „Gott allein die Ehre! doch du falſcher Gegner,

du mußt ſterben." Dieß ſprechend, hieb er dem Rieſen das Haupt ab, und rief: „Dieſes Haupt ſoll ein Geſchenk werden für meinen König Dagobert." Alſo band er das Haupt mit dem Haar an den Sattelbogen, und es war ſo groß, daß es Florens kaum binden mochte. Als nun Vater Clemens und die Andern auf den Mauern ſahen, wie Gott dem jungen Florens ſo viele Gnade verliehen, ſo dankten ſie Gott mit großen Freuden, und zogen dem mannlichen Florens entgegen, denn ſie vermeinten, Florens würde von Stund an mit ihnen in die Stadt reiten, aber Florens hatte noch etwas Anderes vor. Er übergab ihnen das Haupt des Rieſen, es dem König von ihm zu übergeben als ein Ehrengeſchenk. Er ſelbſt wollte ſeiner Wege reiten, und ſchwur hoch und theuer,

nicht wieder nach Paris zurückzukehren, er hätte denn die Tochter des Sultans gesehen, von deren Schönheit er so viel gehöret hatte. Clemens und seine Begleiter begaben sich wieder in die Stadt zurück, und brachten dem König das Haupt des Riesen.

Sechszehntes Kapitel.

Wie Florens die Tochter des Sultans sieht und mit sich führen will, ihm aber dieselbe wieder abgenommen wurde.

Florens verließ alsbald den Platz, wo der todte Riese lag, und hörte nicht auf zu reiten, bis er gen Matreburg kam, wo die Tochter des Sultans ihr Zelt aufgeschlagen hatte. Als Florens von den Heiden gesehen ward, sprachen sie zu einander: „Schaut, was doch der rostige Ritter will; bei Mahomet, sein Küraß glänzet sehr, aber nur von dem Rost; sehet, wie sein Speer von Rauch gemalt und sein Schild wohl ausgeputzt ist, auch bedarf sein Schwert keiner Scheide mehr, denn es ist längst verrostet. Seine ganze Rüstung zeigt uns an, daß es etwas Besonderes sein muß, darum laßt uns ihn fangen, auf daß wir sehen, was es für ein Mann ist; wir wollen ihn dann unserm Riesenkönig bringen, wie er eben gewappnet ist, und wohl mag er ihn zu unserem Hauptmann machen wegen seines stattlichen Aussehens. So spotteten die Heiden über den mannlichen Florens, der eben Sieger geworden war. Indessen ritt er dem Zelt der königlichen Jungfrau zu. Die ging gerade mit ihren Gespielinnen vor dem Zelt im Grünen umher, um sich zu erlustigen. Auf einer Seite des Lagers war ein kleines Lustwäldchen, in dem

die Nachtigallen Tag und Nacht lieblich sagen; desgleichen gab es da auch lustige Matten, welche mit allerlei Blümlein wohl geziert waren, nach denen die Jungfrauen manchmal gingen, um sich Kränzlein daraus zu machen. Marcebylla selbst hatte ein solches Kränzlein gewunden, das sie dem Riesenkönig zu geben gedachte, so bald er wieder vom Streit käme. Auf der andern Seite des Lagers floß die Seyne, so daß man keinen lustigern Ort hätte erwählen können. Die Jungfrau Marcebylla hatte sich gar köstlich geschmückt, denn sie trug ein grünes Seidenkleid, so in Alexandien gemacht und mit lauterem feinem Gold verbrämt war. Ihr Haar war nach heidnischer Sitte mit Gold und Edelsteinen geziert, darin die Sonne sich herrlich spiegelte, und die einen solchen Schein von sich gaben, daß es dem Florens däuchte, es wären gewappnete Heiden, welche der Jungfrau zu Hütern bestimmt wären. Darum erschrack er anfangs ein wenig, aber bald faßte er wieder Herz, denn das heiße Verlangen nach der Jungfrau bestärkte ihn wieder, daß er ihrem Zelte zueilte. Und es begab sich, als die Jungfrau aufblickte, und Einen so ernstlich auf ihr Zelt zureiten sah, wunderte sie sich sehr, was es wohl sein möchte, desgleichen auch die andern Jungfrauen, auch trieben sie noch ihr Gespötte wegen seiner rostigen Rüstung. „Da kommt uns ein feiner Ritter," sprach Marcebylla lachend, „sehet doch den rostigen Küraß an und den saubern Schild, der an ihm hängt; sein Speer, sollte man meinen, sei mit Rauch so zierlich bemalt; wenn ich diese Rüstung ansehe, möchte ich mich vor Furcht verbergen. Der Ritter ist wohl viel auf der Straße, wo die Dornhecken stehen, die ihm den Küraß ein wenig putzen; fürwahr, so uns

Mahomed nicht beisteht, kann dieser unserer Ritterschaft Viel zu schaffen geben; ich glaube gar, daß er unsern Riesenkönig überwunden; denn sein Schwert noch voll Blut, wenn es anders kein Rost ist." Eine andere Jungfrau, die bei Marcebylla am meisten galt, fing an und sprach: „Ei, das ist nicht recht, daß Ihr den rostigen Ritter also verspottet; bei Mahomet, das Blut wallt in mir, wenn ich ihn ansehe, denn er ist ungemein hübsch; ich wollte, ich dürfte ihn mit meinen Armen umfangen, wie würde ich an ihm meine Freude haben." Mit diesem Spotte wollte diese Jungfrau der Tochter des Sultans nur einen Gefallen erweisen. Ebenso that auch eine Dritte, die sagte: „Ach, lasset doch meinen rostigen Ritter zufrieden; er ist mein einziger Trost, so bald ich ihn zu sprechen bekomme, muß er mein Buhle werden." Eine Vierte trieb das Spotten noch weiter, und redete unzüchtige Worte. Darüber wurde aber Marcebylla erzürnt, daß sie ihr einen derben Backenstreich gab. Die Jungfrau schämte sich sehr und schwieg; von nun an hatte das Spotten ein Ende. Davon wußte Florens wohl Nichts, sondern er ritt nur auf das Zelt der Jungfrau zu und gedachte bei sich: dießmal will ich Leib und Leben wagen; einen süßen Kuß muß ich von des Sultans Tochter haben, und wenn ich auch Paris nicht mehr sehen dürfte. Marcebylla sah den jungen Florens stracks gegen ihr reiten, meinte aber nicht, daß es auf sie abgesehen wäre; darum blieb sie ruhig an ihrem Zelt stehen, und wollte sehen, was der Ritter begehren würde. Florens wußte bald, was er zu thun hatte; er stellte sich, als ob er ihrer nicht nahete, bis daß er sie ergreifen konnte. Als er seinen Vortheil sah, wendete er sein wohl abge-

richtetes Pferd, ergriff ſie beim Arm und ſchwang ſie vor ſich hin auf ſein Pferd. Er drückte ſie brünſtig an's Herz und ritt mit ihr davon.

Die Königstochter geberdete ſich gar jämmerlich unter dieſen Umſtänden, denn ſie wußte nicht, wer ihr Entführer war, ob Chriſt oder Heide; ſie hub an, kläglich zu ſchreien: „Ach, Mahomet! iſt denn kein frommer Held da, welcher mir helfen könnte. Ach, mein Vater, du wirſt mich nimmer ſehen.“

Als die Heiden die Jungfrau alſo ſchreien hörten, ſprangen ſie ſchnell auf ihre Pferde und rannten dem Räuber nach mit Spießen und Säbeln, um ihm die Jungfrau wieder zu entreißen. Florens ritt fort und fort, denn er meinte, ihnen wohl entreiten zu können, er

ſetzte die Jungfrau vor ſich hin auf den Sattel und rief freudig: „Wer ſollte nicht fröhlich ſein, wenn man einen ſolchen Schatz erobert hat? Aber Ihr, meine Holde, ſollt Euch nicht ſo ſchwer bekümmern, ſondern mit mir fröhlich ſeyn, denn Ihr ſeid mein Troſt und meine höchſte Freude, und ſollt noch mein Ehegemahl werden.“ Die Jungfrau ſchwieg ſtill, ließ aber manchen Seufzer ſchwinden. Jetzt waren aber die Heiden nahe hinter ihm her gekommen und ſchrieen laut: „Halt ſtill, du Böſewicht, und laß uns des Sultans Tochter hier, weil du ſie uns entführen willſt, ſollſt du von unſern Händen ſterben.“ Bald ſah Florens, daß er der Uebermacht weichen mußte, und ſeine Beute nicht behalten dürfte; er küßte die Jungfrau gar brünſtig, und ließ ſie voll Betrübniß auf den Boden nieder. Ein Aermel von ihrem Gewande blieb in ſeinen Händen zurück. „Ach,“ rief Florens, als er alſo ſeine Beute wieder laſſen mußte, „lieber wollte ich alles Andere verlieren, was ich habe, als Euch; aber das ſei Euch verheißen, daß ich in kurzer Zeit wieder bei Euch ſein werde, denn mein ganzes Leben hindurch ſollt Ihr meine Allerliebſte ſeyn; ich habe Euch ritterlich erobert von dem Rieſenkönig, denn ich habe ihn erlegt und ſein Haupt meinem König geſendet; vor ſeiner Werbung dürft Ihr demnach keine Sorge mehr haben. Laſſet mich, ſtatt ſeiner, vor Euch Gnade finden, denn ſo lang ein Leben in mir iſt, werde ich Euch nicht verlaſſen.“ Die Jungfrau hörte wohl dieſe freundlichen Worte, aber ſie traute ihm nicht und ſchrie immer mehr um Hülfe. Bald waren ihm mehr denn 100 Heiden auf dem Hals, die alle voll Grimm auf ihn einhieben, um die Jungfrau wieder zu gewinnen. Florens ſparte

auch seine Hiebe nicht, sondern schlug so greulich um sich, daß Mancher vor ihm zu Boden fiel. Die Heiden und Türken sprachen: „Das ist kein Mensch, sondern ein lebendiger Teufel aus der Hölle.“ Das hörten zwei Könige der Heiden, und sprachen: „Wo ist dieser Teufel? wir wollen ihm seinen Sold geben.“ „Hier bin ich,“ rief Florens; und nun schlug er sich mit ihnen so ritterlich, bis beide vor ihm zu Boden stürzten. Als der Admiral aus Persien hörte, daß die beiden Könige getödtet waren, wollte er sie rächen; er rannte grimmig auf Florens, und wollte ihn mit dem Speer durchrennen, Florens aber feierte auch nicht, legte seinen Speer ein, und traf den Admiral so gewaltig, daß derselbe seine Waffen fallen ließ. Dann griff Florens zum Schwert und ließ es mächtig sausen; er hieb dem Admiral die Hirnschale entzwei, daß er todt zur Erde sank. Zwölf Männer erschlug Florens in diesem Streit, ohne die, welche er sonst verwundete. Als die Heiden dieß sahen, riefen sie einander grimmig zu: „Pfui der Schande, wir sind Alle nicht einer Bohne werth; sollen wir leiden, daß uns ein einziger Ritter also zu Schanden macht?“ Damit schlugen sie heftiger, denn zuvor, auf Florens, also, daß er zuletzt, — eingedenk des Sprichworts: Viele Hunde sind des Haasen Tod, — die Flucht ergreifen mußte. Aber die Heiden eilten ihm nach. Zum Glück kam jetzt dem Bedrängten sein Vater Clemens mit 200 wohlgerüsteten Männern entgegen. König Dagobert hatte sie abgesendet, als man auf der Mauer sah, wie Florens vor den Heiden davon jagte. Jetzt wendete sich das Spiel; die Christen schlugen so gewaltig auf die Heiden, daß sie jetzt die Flucht nahmen und ihrem Lager sich

zuwandten. Noch bei Zeiten war die Königstochter in ihr Lager gelangt, sonst wäre sie nach Paris entführt worden. Aber die Heiden mußten ihre Hälse hergeben; Alle wurden erschlagen, nur zween ließ man übrig, damit sie dem Sultan die traurige Kunde bringen konnten. Clemens, wie alt er war, that in diesem Streit das beste; hätte man ihm gefolgt, so wäre man bis Matreburg vorgerückt, wo Marcebylla ihr Lager hatte. Aber Florens wollte es seinem Vater nicht zugeben, weil die Feinde dort über 3000 Mann stark lägen; doch sprach er, wenn wir unsern Pferden trauen dürften, wollten wir es versuchen. Während sich Florens mit seinem Vater und den andern Rittern also besprach, kam ihnen die Nachricht, daß unter die Türken und Heiden eine solche Unordnung gekommen wäre, daß sie vor Schrecken auf die Flucht denken. Das kam dem kriegsfreudigen Florens, wie auch seinem Vater und den Andern ganz gelegen; schnell wurden sie zu Rath, machten ihre Ordnung und rasten mit großem Geschrei auf die Heiden, und brachten sie so sehr in Schrecken, daß sie ihre Panzer und Gewehre zurückließen und gen Dampmartin flohen, wo der Sultan sein Lager hatte. Florens mit den Seinen rannte ihnen nach, und erschlug auf der Flucht wohl mehrere, als wenn sie sich gewehrt hätten. In diesem Scharmützel wurden der Heiden an zweitausend erschlagen. Auch plünderten die Christen ihr Lager und fanden darin bei 6000 Mark Gold, was sie alles mit sich gen Paris führten, und unter einander vertheilten. Das reisige Volk war so hoch erfreut über diesen Sieg, daß es dem jungen Florens alle Ehre erbot um seiner Mannheit willen. Vor Allen freute

ſich der alte Clemens über ſeinen Sohn, der ſich ſo männlich gehalten. Ach! ſprach er, wie freue ich mich, daß ich dich wieder geſund und wohlerhalten vor mir ſtehen ſehe; wir wollen alsbald gen Paris zum König reiten, der wird dir wohl lohnen für deine Heldenthat. So ſprach auch das reiſige Volk, und man ritt nun mit großen Freuden in die Hauptſtadt Paris ein. Aber die Ungläubigen gehuben ſich ſehr übel, daß ſie den Rieſenkönig, auch all ihre Wehre und Habe verloren hatten, und ſprachen: nun hat uns der Gott Mahomet ganz und gar verlaſſen, und wenn er uns nicht beſſer Glück gibt, ſo müſſen wir im Land der Chriſten ſterben.

Siebzehntes Kapitel.

Wie die Ungläubigen ihrem Sultan den Verluſt klagen; und Marcebylla groß Leid führt.

Ohne zu raſten, machten die Heiden zu Roß und zu Fuß den Weg bis gen Dampmartin, wo ſich der Sultan aufhielt, und klagten ihm ihre Noth. Der Sultan ſprach, „ſeid unerſchrocken, denn Alles, was in Paris iſt, gehört uns an; ja das ganze Frankreich wird ſich an uns ergeben, denn ich habe noch 25 Könige bei mir, die wohl gerüſtet ſind und Geld und Vorrath noch auf vier volle Jahre haben.“ Jetzt erſt erzählten ſie ihm die ganze Geſchichte, wie der Rieſenkönig vor Paris todt liege, von einem Fant aus Paris erſchlagen, und wie dieſer roſtige Ritter die Königstochter Marcebylla entführt habe, aber ſie wieder habe ledig geben müſſen; auch daß mehr denn 3000 Mann von ihrer Seite auf dem Wahlplatz liegen, und alle Wehre und Habe ge-

nommen sey. Derselbige, sprachen sie, durch den All dieß geschehen, ist kein Mensch, sondern ein lebendiger Teufel, denn er hat auch zween Könige, den Admiral aus Persia und Andere mehr erschlagen. Eure Tochter, die wir mit großer Mühe wiedergebracht, ist wegen des Volks, das umgekommen, auch wegen ihres erschlagenen Liebhabers sehr betrübt; und nun ist König Dagobert also mächtig worden, daß euer Volk gegen seine Macht zu schwach seyn wird. Da der Sultan das hörte, fiel er vor Aerger in Ohnmacht, und sank auf den Boden. Als er wieder zu sich kam, schwur er bei seiner Königskrone, er wolle ganz Frankreich verheeren, seine Bewohner umbringen und den König Dagobert lebendig schinden lassen. Während der Sultan also sich ausließ, ritt seine Tochter ins Lager. Sie stieg vom Pferde, kniete nieder vor ihrem Vater und hub an, kläglich zu weinen. Der Sultan hob sie empor und sprach: mein liebes Kind, was ist dein Anliegen? Ach! Herr und Vater, ich werde mich selbst tödten, wenn ich mich an unsern Feinden nicht rächen soll. Liebe Tochter, sprach der Sultan, laß ab von deinem Unmuth, es soll nach deinem Willen geschehen: der Ritter, welcher deinen Liebhaber, den Riesenkönig, umgebracht hat, muß eines bösen Todes sterben; fahre hin in dein Zelt mit deinen Jungfrauen, und pflege deiner Ruhe, ich aber will mein Haupt nicht ruhig legen, bis ich ganz Frankreich verheert habe. Die Jungfrau sagte: euer Wille geschehe, mein lieber Vater, aber rächet mich an den Christen, denn ein Ritter mit rostiger Rüstung ist unter ihnen, der mich beinahe eine Meile Wegs hinweg geführet hat, und ohne Zweifel nach Paris gebracht hätte, wenn man mir

nicht geholfen hätte. Das soll nicht ungerochen bleiben, sprach der Sultan. Nun nahm Marcebylla Urlaub von ihrem Vater, und ging mit ihren Gespielinnen in ihr Zelt. Es wurde ihr daselbst gar sanft gebettet; doch lag sie sehr hart und übel auf ihren weichen Kissen, und konnte keine Ruhe finden, denn sie dachte an den Kuß, den ihr Florens gegeben hatte. Ihr ganzes Herz war in Liebe gegen ihn entzündet. So oft sie mit ihren Gespielinnen von andern Sachen redete, brachte sie den rostigen Ritter darunter hinein. O Gott Mahomets, sprach sie bei sich selbst, wie ist mir zu helfen, ich bin krank und habe Leids genug. Unglückselig war die Stunde, da ich den rostigen Ritter zum ersten Mal angesehen, und noch viel unseliger war der Augenblick, wo er mir den ersten Kuß gab. Es war ein verrätherischer Kuß, der mich brannte, als ob er mich tödten wollte. Als er mich so zart aufs Pferd nahm, schien er mir so männlich und mächtig wie ein Fürstensohn. Gott Mahomets, warum hast du ihn nicht in meinem Glauben lassen geboren werden; wenn er zugegen wäre, ich würde ihm meine Liebe nicht versagen. Kein Christenmann soll mich berühren, denn über alle soll das Verderben kommen; aber dieser Ritter muß mir zu Theil werden, wenn er dich, den Gott Mahomets anbeten lernt. Unter solchen Seufzern verbrachte Marcebylla die ganze Nacht; Morgens gegen Tag rief sie einer Dienerin und ließ ihr Bette von neuem bereiten; dann legte sie sich wieder darein, aber sie wandte sich von der einen auf die andre Seite. So wälzte sie sich hin und her und gehub sich gar jämmerlich, daß es zum Erbarmen war. Ihre Jungfrauen wollten sie manchmal trösten, aber es half

Nichts. Sie blieb nicht lange im Bette, sondern stand auf und stellte sich, als ob sie die Vernunft verlieren wollte. Da wollten die Jungfrauen nimmer dazu schweigen, sie sprachen: edle Herrin, was liegt euch so hart an? Ich weiß es selbst nicht, was für eine Krankheit mich angefallen hat — entgegnete Marcebylla; und ob ich es auch wissen möchte, darf ich es euch nicht entdecken. Da ließen die Jungfrauen nicht nach, bis des Sultans Tochter ihnen die Ursache ihrer Krankheit offenbarte. Liebe Gespielinnen, so begann sie, ihr sollt wissen, daß mich der rostige Ritter, welcher mit seinem Pferd mich entführen wollte, in eine so große Pein gebracht hat, welche mich Tag und Nacht nimmer ruhen läßt: er hat mein Herz so sehr mit Liebe entzündet, daß ich ihn nimmer vergessen kann; auch wird meine Seele sich nimmer freuen, bis ich ihn sehe und besitze. Aber den Gott Mahomets muß er anbeten; thut er es nicht, so mag man ihn verbrennen oder an den Galgen hängen. Auf diese Rede sprach eine Jungfrau, welche eine Königstochter aus Asien war: edle Herrin, was möget ihr euch so sehr bekümmern um eines armen, vielleicht unedlen Ritters willen, denn aus seiner rostigen Rüstung könnt ihr abnehmen, weß Adels und Standes er sein mag; darum schlagt ihn euch aus dem Sinn, euer Vater hat noch manchen Königssohn am Hofe, daß er euch einen zierlichen Gemahl geben kann. Dazu ist er ja ein Christ und unsrem Glauben widerspenstig; also vergesset seiner. Ach, sprach Marcebylla, ihr saget wohl, ich soll ihn aus dem Sinne schlagen; wie kann ich aber dasjenige aus mir verbannen, was mein Herz am liebsten hat; auch kann er nicht von niedriger Herkunft seyn, denn

seine adelige Gebärde, sein freundlich Gespräch zeigt an, daß er von hohem Stamm geboren, wiewohl sein Harnisch rostig aussieht. Wo er mir nicht zu Theil wird, so steht mein Leben in Gefahr. Also klagte Marcebylla und wollte sich nicht trösten lassen. Wie die Königstochter gegen Florens in Liebe entzündet war, so war es auch Florens gegen sie: er konnte ihrer nicht vergessen.

Achtzehntes Kapitel.

Wie Florens zu Paris empfangen und von Kaiser Oktavianus und andern Herren zum Ritter geschlagen wird.

Nach dem Siege über die Heiden, führten die Christen ihre reiche Beute gen Paris. Dem ritterlichen Florens wurde, während man einzog, sein rostiges Schwert vorgetragen. Und es geschah, als Florens mit den Seinigen nahe bei der Stadt war, ritten ihm die Fürsten und Herren entgegen, und die ganze Volksmenge begleitete ihn bis zu dem Palast des Königs. Als Florens mit den Herren absaß, trat ihm Kaiser Oktavianus entgegen und hielt ihm den Stegreifen; er wußte noch nicht, daß es sein Sohn wäre. Florens nahm jetzt sein rostiges Schwert zur Hand und zog in den Palast des Königs; als er vor den König kam, kniete er nieder und sprach: mein gnädigster Herr und König! durch meinen Vater habe ich euch eures Feindes, des Riesen Haupt, überantwortet, nun bring' ich euch das rostige Schwert, mit dem ich die Habe erobert habe. Der Riese wird jetzt euch und das Land in Frieden lassen, denn er ist

unter meiner Hand gefallen. So nehmet nun auch das roſtige Schwert, als Gabe, ebenſo wie ihr des Erſchlagenen Haupt empfangen; wenn es euch gefällt, werde es mir vergolten. Der König ſah den jungen Florens mit Ernſt an, dankte ihm vor Allen und ſprach: ſtehe auf und ſetze dich an meine Seite. Es geziemet mir nicht, ſprach Florens, neben einem König zu ſitzen. Es ſoll dennoch ſein, ſagte König Dagobert, denn du haſt ſolche Ehre wohl verdient. Morgen zur rechten Zeit will ich dich zum Ritter ſchlagen; dann ſollſt du deine Wohnung bei mir nehmen und groß Gut von mir bekommen; wenn ich in der Schlacht bin, mußt du bei mir ſtehen und den Königsſtab vor mir tragen. Du biſt in einer glückſeligen Stunde geboren, und dein Vater Clemens hat ein gutes Werk gethan, daß er dich erzogen, wofür du ihm ewiglich dankbar ſein ſollſt. Als der alte Clemens hörte, daß der König ſeinen Sohn zum Ritter ſchlagen wollte, ſo rief er mit lauter Stimme: Herr König, laſſet meinen Sohn Florens zufrieden; es iſt nicht mein Wille, daß er zum Ritter geſchlagen werde, denn er wird hernach nicht mehr bei mir bleiben, ſondern in jeden Streit ziehen und vielleicht oft geſchlagen werden, dadurch mein Herz bekümmert werden möchte; mein Wunſch und Wille iſt, daß er ein Wechsler werde, das iſt eine gute Handthierung, die Nutzen und Gewinn bringt. Ach Vater, ſprach Florens, ſintemal es des Königs Wille iſt, daß ich Ritter werden ſoll, ſo laſſet es doch geſchehen und danket vielmehr dem König dafür. Da war es auch dem alten Clemens recht; er fiel nieder vor den König und ſprach: allergnädigſter Herr und König, meinem Sohn geſchehe nach eurer Majeſtät

Gefallen; doch, daß es nicht zu viele Unkosten verursache, denn mein Sohn hat mich ohnedieß fast verdorben. Darauf lachte der König und sprach: Florens, es ist mein Wille, daß du morgen Ritter werdest. Florens nahm es mit großem Dank an.

Nun ließ König Dagobert das Haupt des Riesen auf eine lange Stange stecken an einem Plan mitten in der Stadt, damit alle Menschen dasselbe beschauen, und das Wunder, so geschehen, erfahren möchten. Da sprach Mancher: fürwahr, das muß ein starker Held sein, der einen solchen Riesen angreifen und umbringen konnte.

Und es geschah, als der Morgen anbrach, ließ König Dagobert alle Fürsten und Herren zusammenrufen, denn er wollte den tapfern Florens zum Ritter schlagen. Da erschien zuerst Kaiser Oktavianus, denn eine natürliche Neigung trieb ihn zu dem Jüngling. Er wußte nicht, warum es geschah, daß er an Weib und Kinder denken mußte; auch konnte er sich nicht enthalten, dem jungen Florens einen Kuß zu geben. Auch viele andere Fürsten und Herrn hielten es für eine Ehre, dem Jüngling heute ihren Dienst zu erweisen. Nun wurde ihm der Rücken und Krebs, mit güldnen Spangen gar köstlich geziert, angethan. Der Kaiser Oktavianus legte ihm Armzeug und Beingewand, so wie den ganzen Küras an. Der König von Spanien gürtete ihm ein köstliches Schwert um, der Fürst von Oesterreich setzte ihm den Helm auf, der mit güldenen Knöpfen gar schön geziert war, und der König von Frankreich legte ihm einen güldenen Ring an sprechend: „Gott, der alle Dinge erschaffen hat, wolle euch erleuchten, daß ihr euren neuen Stand mit Ehren und in Gesundheit führen möget.“

Clemens wartete, bis Alles zu Ende war; als er nun ſah, daß Florens noch keine Sporen anhatte, ſprach er voll Einfalt: fürwahr, ich werde meinem Sohn die Sporen anlegen dürfen. Der Kaiſer ſprach mit lachendem Mund: wohlan, Clemens, ſo es euer Wille iſt, muß ich es mir gefallen laſſen. Da kniete Clemens nieder, um ſeinem Sohn die güldenen Sporen anzulegen; aber er wußte nicht mehr recht, wie es geſchehen ſollte. Als es ihm lange nicht gelingen wollte, ſprach er entrüſtet: ich weiß nicht, welcher an den rechten Fuß gehört, denn ſie ſind beide auf eine Form gemacht. Auch habe ich in 30 Jahren, ja noch drüber, keinen Sporn angelegt, und hat mir der Teufel jetzt gerathen, daß ich mich deſſen unterſtanden habe. Darüber mußten die Fürſten und Herrn, auch der neue Ritter Florens waidlich lachen.

Clemens bemühte sich so lange, bis es ihm doch zuletzt gelang, und er seinem Sohn die Sporen an den Fuß brachte. Nun mußte Florens aufrecht hinstehen und wurde von Allen beschaut und gelobt.

Darnach ließ König Dagobert in einem schönen Garten einen Pfahl aufrichten; an denselben wurden zween Panzer und an diese zween starke Schilde angeknüpft; dahin wurde Florens geführt. Mancher Fürst und Herr ritt ihm zu Ehren nach, doch vielleicht auch, um die hübschen Jungfrauen, die dort sich einfanden, zu sehen. Als nun die Herren im Garten ankamen, sprach König Dagobert zu Florens: mein lieber Freund, ihr sollt nach altem Herkommen unsers Landes mit eurem Speer wieder den Pfahl rennen. Der alte Clemens hörte dieß und sprach: mein Herr und König, das ist ein närrischer Brauch in Frankreich; es wäre wohl nützer, wenn der Stich wider einen Heiden, als wider den Panzer gerichtet würde. Die Fürsten und Herren mußten lachen über diese einfältige Rede, aber Florens sprach zu seinem Vater: ach lieber Vater, seid zufrieden, zu einer andern Zeit wollen wir auch nach den Heiden stechen; dießmal aber will ich nach des Königs Willen thun, dieweil er mich zu einem Ritter geschlagen hat. Wohlan, sprach Clemens, so geb' dir Gott Glück und Heil. Florens rannte so ritterlich wider den Pfahl, daß er die zween Panzer und die beiden neuen Schilde durchrannte, so daß Panzer und Schilde zu Boden fielen. Da rief das Volk: Heil und Glück dem Ritter! fürwahr, erist aus königlichem Stamm geboren, denn er beweist es täglich mehr. Vor allen Andern soll ihn der König Dagobert am Hofe haben, denn lebt er noch kurze Zeit, so wird er die Heiden und

Türken gar aus dem Lande schlagen. Vor großer Freude gab König Dagobert dem jungen Ritter die Hand; deßgleichen that auch Kaiser Oktavianus, denn Niemand war ihm lieber als Florens. Nun führte ihn der König wieder in den Palast zurück; Clemens, der auch voller Freude war, folgte seinem Sohne nach. Darnach ließ König Dagobert dem neuen Ritter zu Ehren ein Mahl anrichten und wurden alle Fürsten und Herrn dazu eingeladen. Als die Fürsten erschienen, da huben Geiger, Lautenschläger, Harfenisten, Trompeter und Trommelschläger an, im Saale zu spielen, daß es eine Lust war, zuzuhören. Alsbald Clemens das hörte, lief er den Schnecken hinab und rief: wer der Teufel, was sind das für Leute? ich meine, sie seien unsinnig. Als er sah, daß sie um ein gutes Trinkgeld spielten, nahm er einen Stecken in die Hand und schlug auf die Spielleute so viel als möglich: hinaus mit euch, rief er, ihr Halunken, wollet ihr auch mit schmarotzen? Sehet ihr nicht, daß meinem Sohn ohnedieß genug aufgehet, und er mich zum Bettler macht? Als die Spielleute sahen, wie der alte Mann darein schlug, so flohen sie davon, denn sie besorgten, es möchten noch mehrere Prügel nachfolgen. Sie trugen einen leeren Magen davon, weswegen sie sehr unzufrieden waren. Als sie vor dem Palast wieder zusammen kamen, beklagten sie sich gar sehr unter einander. Der eine sprach: Gott gebe dem alten Kauzen das hölliſche Feuer, er hat mich übel getroffen; ein anderer sagte: er hat mir die Instrumenten zerschlagen, ein dritter: er hat mir alle meine Saiten zerrissen, es reut mich, daß ich ihm nicht seinen grauen Bart ausrieß. Ein vierter rief: o hätten wir dem Ritter nur nicht mit Musik

aufgewartet, denn wir haben ein ſchlecht Trinkgeld davon getragen. Als Florens von dieſer Geſchichte hörte, wurde er voll Aerger; er ſprach zu ſeinem Vater: Vater, was denket ihr, daß ihr eine ſo unvernünftige Handlung begehet, und die Spielleute, welche mir zu Ehren erſchienen ſind, und allen Fürſten, Herren und Jungfrauen eine Kurzweil bereiten wollten, ſo ſchmählich aus dem Saal jaget, und ihnen die Inſtrumente zerſchlaget: wahrlich, die Inſtrumente müſſen ihnen doppelt bezahlt werden. Ach! mein lieber Sohn, ſprach Clemens, ich habe es nicht recht verſtanden, ſondern ich meinte, die Leute wollten eurer ſpotten. So es euer Wille iſt, will ich ſie alsbald wieder holen. Alſo lief Clemens hinaus und fand die Spielleute noch auf der Straße bei einander ſtehen. Sobald ſie den alten Clemens ſahen, der noch den Stecken in der Hand trug, ſo fingen ſie an zu laufen, ſo ſchnell als möglich, denn ſie beſorgten, er hätte noch einmal Luſt, ſie zu beehren. Da lief ihnen Clemens ſchnell nach und ſchrie: hieher, ihr Geſellen, ich will euch andere Inſtrumente und ein gut Trinkgeld geben. Aber die Spielleute kehrten ſich nicht daran, ſondern, je mehr ihnen Clemens nachlief, deſto mehr flohen ſie. Als er ſie nicht erlaufen konnte, kehrte er wieder um zu ſeinem Sohn. Der hätte wohl zürnen mögen, aber doch mußte er am Ende ſelbſt lachen; auch die Fürſten und Herren mußten lachen mit den Jungfrauen, die ſich zu tanzen verſehen hatten, nun aber ungetanzt nach Hauſe kehren mußten, des alten Graubarts wegen. Da nahm der Kaiſer Oktavianus den jungen Ritter bei der Hand, hieß ihn neben ſich ſitzen und ſprach: ach, mein lieber Freund, ſaget mir die Wahrheit, iſt der alt

Clemens euer rechter Vater von Geburt? Durchlauchtigſter Herr und Kaiſer, entgegnete Florens, das kann ich euch nicht ganz gründlich ſagen, nur ſo viel weiß ich, daß er mir ſo lieb iſt, als ob er mein leiblicher Vater wäre. Aber das iſt wahr, ſeine Hausfrau hat oft geſagt, wie er mich am Geſtade des Meeres gekauft und auf ſeinem Rücken des Wegs einen Theil getragen, dann auf einem Eſel vollends gen Paris gebracht und mich für ſein Kind auferzogen habe bis auf dieſe Stunde. Ob ſie recht hat, oder mich damit verläugnen will, daß ich von ihm herſtamme, das kann ich nicht ſagen. Aber die Wahrheit zu reden, ſo muß ich ſagen, daß mir Niemand im Leben vorgekommen iſt, den ich lieber ſehe, denn eure kaiſerliche Majeſtät; ja es will mir in meinem Herzen oft vorkommen, als ob ihr mein rechter Vater wäret. Habt ihr eure Mutter gekannt, fragte der Kaiſer. Ich habe ſie mit Wiſſen nie geſehen, entgegnete Florens. Da fühlte Oktavianus in ſeinem Innern, Florens möchte ſein leiblicher Sohn ſein. Um ſein Unrecht nicht zu offenbaren, mochte er es nicht äußern, doch beinahe wäre ihm entfahren, daß er geſagt hätte: du biſt mein rechter Sohn, denn die Natur zeigte es an; aber er verſchlang das Wort wieder in ſich. Alſo blieb die Sache anſtehen.

Indeß kam die Zeit, wo man ſich zu Tiſche ſetzte, es wurden köſtliche Speiſen aufgetragen. Der alte Clemens wurde beſtellt, Niemand in den Saal zu laſſen, bis ſich der König mit den Fürſten geſetzt hatte. Da trat er zum öftern in den Saal und rief: liebe Herrn, ſeid friſch und fröhlich; aber merkt euch, daß Keiner von dannen geht, bis er ſeine Zeche bezahlt hat. Die Fürſten und Herrn huben an zu lachen, denn ſie gedachten

nicht, daß sich Clemens eines Unterpfands versichert hatte. Als sie nun nach dem Gebet vom Tisch aufstanden, wollte ein Jeder seinen Rock im Gemach holen, aber keiner fand den seinigen. Da fragten sie ihre Diener, aber sie konnten keinen Bescheid geben, denn Clemens hatte ohne Aller Wissen die Kleider verborgen. Die Fürsten lachten einander zu und sprachen: merkt das, denn so Etwas ist uns noch nie geschehen. Clemens stand nicht weit von den Fürsten und hörte das Gemurmel; er lachte still ins Fäustchen und gedachte bei sich: also fähet man die Mäuse; hätte ich die Kleider nicht aufgehoben, wahrlich, die Herren wären davon gegangen. Als aber die Herren laut sich äußerten, da rief Clemens mit lauter Stimme: liebe Herren, seid unerschrocken, eure Kleider sind nicht verloren, ich habe sie aufgehoben; aber wahrlich, ihr werdet sie nimmer überkommen, ihr habt denn eure Zeche bezahlt. Glaubt ihr, ich sei ein solcher Esel, daß ich euch heimschleichen lasse, und keine Zeche von euch nehme? nein, wie ich es will, so muß es gehen. Als Florens das hörte, wurde er zornig, und wußte nicht, was er in der Sache thun sollte; er schämte sich vor den Fürsten und wollte doch gegen den Pflegvater den Zorn nicht auslassen, da er ihm so gar lieb war. So ärgerlich es ihm war, sprach er doch mit lachendem Munde zu ihm: lieber Vater, laßt uns die Kleider wieder zukommen. Nein, sagte Clemens, die Zeche müssen die Herrn zuvor zahlen. Darüber lachten die Fürsten und alle Umstehenden. Florens bat noch einmal: lieber Vater, lasset doch diesen Herrn ihre Röcke und Kleider verabfolgen, ich will Bürg und Schuldner für Alles sein, und mein Pferd zu Pfand geben. Jetzt erst bedachte

ſich Clemens und gab einem jeden Herrn das Seinige wieder.

Darnach ward Florens von Neuem angethan mit köſtlichen Kleidern; vorab die Hoſen waren mit güldenem Stück ſo reich unterfüttert, daß ſie Niemand köſtlicher hätte erdenken können. Als Clemens die Hoſen anſah, ſprach er zu Florens: was haſt du da für Hoſen angethan? die mögen nicht in die Länge dauern, denn der Zeug iſt zu zart geſponnen; ein Paar Hoſen aus grünem Tuch wären viel nützer geweſen und hätten auch länger mögen währen. Mit ſolchen Schwänken unterhielt der alte Clemens die Fürſten und Herrn; unter Lachen und Freude ging der Tag dahin, und die Nacht kam herbei, wo ſich Jedmänniglich zur Ruhe begab. Aber Florens konnte nicht ſchlafen, er dachte ſtets nur daran, wie er den Sultan in ſeinem Lager ſehen möchte; aber nicht nur des Sultans gedachte er, ſondern auch an deſſen wunderholde Tochter, die er vor allen Dingen lieb gewonnen hatte. Die unendliche Sehnſucht nach ihr ließ ſein Herz nicht zur Ruhe gelangen; er konnte nimmer im Bette bleiben, ſondern ſtand auf, weckte ſeinen Kämmerling und hieß ihn ſeinen Küras, Armzeug, Kragen, Helm, Schild und Schwert, und was dazu gehört, bringen; er wappnete ſich, und ließ zugleich ſein Roß ſatteln. Während ſich Florens wappnete, fragte ihn ſein Kämmerling, wohin er zu reiten Willens wäre? Florens ſprach nur: kümmere dich nicht wegen des Reitens, ich will bald wieder kommen. Alſo ſaß Florens auf ſein Pferd und ritt in der Nacht ohne einen Begleiter durch die lange Gaſſe von Paris bis zum Thor: er ſchwur bei ſich, er wolle zu dem Sultan ins Lager reiten, ob

es gleich fünf Meil Wegs von Paris war. Als er zum Thore kam, weckte er den Thürhüter und sprach: guter Freund, öffne mir die Pforte, denn ich habe ein Geschäft abzumachen, das dem König und ganz Frankreich nützen soll. Der Thorhüter sprach: lieber Junker, das kann nicht sein, denn es ist mir vom König selbst bei Verlust meines Lebens verboten. Florens sagte: lieber Thorhüter, dir soll wegen meiner kein Ungemach beim König erwachsen, nein, vielmehr soll es dir von ihm wohl belohnt werden. Florens redete ihm, als er auf die Gasse herunter kam, mit Geld so freundlich zu, bis er ihm endlich ganz in der Stille aufschloß. Also ritt Florens hinaus, aber der Thorwächter schloß hinter ihm das Thor wieder zu.

Neunzehntes Kapitel.

Wie Florens zu dem Sultan ins Lager ritt und mit seiner geliebten Marcebylla sprach.

Florens ritt so schnell, daß er noch vor Tag den Weg zurücklegte; als der Tag anbrach, war er nicht mehr ferne von dem Lager der Heiden. Er sah eine Menge von Zelten, welche alle köstlich bereitet waren, doch das Zelt des Sultans übertraf alle andern, denn es war so köstlich mit Gold und Edelsteinen geziert, daß es einen hellen Schein von sich gab. Als er demselben nahe war, hörte er Pfeifen, Trommeten und Posaunen, desgleichen ein so wunderlich Geschrei von Menschen, daß er sich Anfangs gar entsetzte. Doch bald gedachte er wieder seiner Mannheit, und was er für Gefahr mit

dem Riesen ausgestanden, er sprach bei sich: mag es gehen, wie es will, heute noch will ich den Sultan in seinem Lager sehen, ja mit ihm reden, und ihm sagen, was mein Vorhaben gegen ihn sei. Als er die große Menge der Heiden sah, wankte er wieder in seinem Entschluß; soll ich mit ihnen streiten, sprach er bei sich, so sind ihrer so viele, daß ich vor ihnen nicht bestehen kann; muß ich aber die Flucht geben, so holen sie mich ein mit ihren schnellen Pferden. Wie er sich so bedachte, saß er vom Pferd, hieb einen Ast von einem Oelzweig, hing ihn vor seine Brust und saß wieder zu Pferd; er gedachte sich für einen Boten auszugeben, und so mit dem Sultan zu verhandeln. Er befahl sich Gott dem Allmächtigen und ritt ins Lager. Das ersahen etliche gewappnete Heiden; sie rannten eilends auf ihn los, um ihn niederzuhauen, da er ein Christ war. Als sie aber ihm nahe kamen, und den Oelzweig sahen, welches ein Zeichen des Friedens ist, wagten sie es nicht, ihm Etwas zuzufügen, denn sie hielten ihn jetzt für einen Friedensboten der Christen, der etwa Gutes ihrem Sultan zu hinterbringen hätte. Ungehindert ritt er jetzt bis zu des Sultans Zelt; er stieg ab, band sein Pferd an einen Baum und trat ritterlich hinein. Da saß der Sultan auf einem mit güldenen Tüchern umhängten Stuhl, also daß man das und den ganzen Zeltschmuck kaum mit einem Fürstenthum hätte bezahlen mögen. Um ihn herum im Kreise saßen 16 Könige. Als Florens all dieß Herrliche sah, staunte er, aber sein Herz erschrack nicht; er nahm seinen Helm ab, auf daß er desto verständlicher reden konnte, und begann also zum Sultan: „Der Gott, welcher vom Himmel herabgekommen ist,

der die Menschheit an sich genommen und von einer reinen Jungfrau geboren war, der ist es, welcher dem frommen König Dagobert von Frankreich täglich mehr Kraft und Stärke gibt, und seine Feinde zerstören will, vor Allen dich, du Sultan von Babylon, es sei denn, daß du des Königs aus Frankreich Befehl vernehmen willst. Erstlich gebeut er dir, daß du erscheinest vor seiner königlichen Krone und von ihr Gnade begehrest, weil du es freventlich gewagt hast, über Meer in unser Land zu kommen. Thust du aber das nicht, so wisse, daß du und dein Volk nimmermehr über Meer kommen soll; all dein Reichthum vermag nicht, dir zu helfen, und dein Haupt soll dir vom Rumpfe gehauen werden. Darnach kannst du dich richten, also bedenke dich, was du für eine Antwort geben willst." Ueber diese Botschaft und des Ueberbringers trotzige Rede wurde der Sultan so entrüstet, daß er mit einem scharfen Messer nach Florens warf, aber Florens wich aus dem Wurf, und das Messer fuhr wohl drei Finger tief in einen der Zelt-Pfosten. Ueber diesen Wurf war Florens gar verdrossen; auch den Sultan gereute es, daß er gegen einen Friedensboten also gethan hatte; er sprach: bei dem Gott Mahomets, der die Welt geschaffen hat, wenn du kein Bote wärest, so ließ ich deinen Leib in Stücken hauen, so soll dir aber für dießmal Nichts geschehen, und mit dem Wurf habe ich mich übersehen; es soll auch nicht dein Schade sein, denn ich schenke dir 400 Goldstücke; deinem König Dagobert aber bring' diese Antwort von mir: wann er den Gott Mahomets nicht anbeten will, so will ich nimmermehr über das Meer zurückkehren, und mich ruhig geben, ich habe denn ihm

ſein Leben genommen und ſein Land mir unterwürfig gemacht. Während noch der Sultan redete, kam Marcebylla mit ihren Jungfrauen; der Sultan ſtand auf ſamt den 16 Königen und erwiederte freundlich den ehrerbietigen Gruß der Eintretenden. Sie mußte neben ihren Vater ſich ſetzen und erfreute nun ihn und alle die Fürſten mit ihren freundlichen Geſprächen. Sie war bekleidet mit einem rothen Karmoiſin, der mit güldenen Blumen durchwirkt und mit Perlen und Edelſteinen wohl beſetzt war, alſo daß das ganze Zelt davon erglänzte. Sobald Florens die Königstochter erblickte, verlor er alle ſeine Kraft und Stärke; deßgleichen, als Marcebylla ihn erblickte, verlor ſie ihre Farbe, denn ſie ſah wohl, daß er der war, welcher ſie zu Matreburg ſo herzlich geküßt hatte. Doch ſchaute ſie ihn mit lieblichen Augen an, deßgleichen that auch Florens, der mehr auf ſie, denn auf den Sultan ſein Auge richtete. Nun begann Marcebylla mit verſteckten Worten zu Florens: Sag an, du Chriſtenmann, kenneſt du nicht einen Ritter am Hofe des Königs von Frankreich, der kürzlich in ſeinem roſtigen Küras den Rieſenkönig vor der Stadt Paris erſchlagen hat? mich verlangt, ihn zu ſehen, aber nicht aus Liebe, ſondern ich möchte mich an ihm rächen, weil er meinen Buhlen erſchlagen hat. Während ſie ſo redete, gab ſie dem Ritter manchen freundlichen Blick, aber der Sultan durfte es nicht merken. Unter tiefen Seufzen fuhr ſie fort: o Gott Mahomets, daß ich doch dieſen Ritter in meinem Zelt hätte, er müßte mein tägliches Seufzen ſtillen; ich leide große Pein von dem Kuß, den er mir geraubt hat; daß ich mich nicht an ihm rächen mag, macht mir große Plage; auch werde ich ihm nie

vergeſſen, daß er mir den Rieſenkönig getödtet hat. Weder der Sultan noch die, welche um ihn ſaßen, verſtanden dieſe Worte, aber deſto beſſer verſtanden ſich Marcebylla und Florens. Darum hub er an und ſprach: ja, erhabene Fürſtin, ich kenne ihn ſehr wohl, er iſt von meiner Größe, wir haben Beide einen gleichen Gang auch im Rennen und Stechen kann man uns nicht von einander unterſcheiden, ſo gleich ſind unſere Geberden. Auch iſt er ein getreuer Mehrer der Chriſtenheit und Zerſtörer der Abgötterey; würdet ihr dieſem Ritter Leides zufügen, es wäre Unrecht von euch, denn ich weiß, daß er euch von Herzen gar hold iſt. Zum Zeichen führet er auf ſeinem Helm euren rechten Aermel, damit ihr ſtets an ihn gedenket, wenn ihr ihn ſehet in der Schlachtordnung. Jetzt erkannte Marcebylla erſt recht, daß Florens dieſer Ritter wäre, den ſie meinte; gerne hätte ſie noch lange mit ihm geredet, aber aus Furcht vor ihrem Vater mußte ſie abbrechen. Florens ſaß wieder auf ſein Roß und ſprach zum Sultan: ich fahre dießmal wieder davon, aber du haſt unredlich nach mir mit dem Meſſer geworfen; darum ſei dir zugeſagt, in kurzer Zeit ſoll es dich gereuen, denn dein Leben ſteht auf der Spitze meines Schwerts. Was ſagſt du, ſchändlicher Bube? rief der Sultan; du gibſt dich für einen Boten aus und biſt doch ein Verräther mit deinen Drohworten; beim Gott Mahomets, du mußt Streiche von hinnen tragen. Ihr Herrn und Ritter, ſchrie er laut, ſchlaget mir den Schelmen todt. Als die Türken und Heiden das hörten, rannten ſie mit Pfeil und Bogen dem Florens nach, und wollten ihn erſchießen. Da feierte Florens auch nicht; er zog ſein Schwert und

wehrte sich so ritterlich, daß bald mehrere Heiden von ihm verwundet oder erschlagen wurden. Gern wäre er ihnen entritten, aber sein Roß wurde ihm hart verwundet. Da rannten mehr als 300 ihm nach; der vorderste war der König von Alamphatin, welcher ihn gewiß zu treffen hoffte. Halt still, du Bastard, rief er, denn du mußt unter meiner Hand sterben. Als Florens dieß hörte, wendete er sich um, und sah, daß Alamphatin allein ihm nachgeritten war; da säumte er nicht, sondern legte seinen Speer ein, denn sein Gegner war auch gerüstet; also machten sie nicht viele Worte, sondern rannten ritterlich gegen einander, und trafen alle Beide so gut, daß ihre Speere in Stücke brachen. Das verdroß den Florens, daß er keinen Speer mehr hatte. Sie zückten jetzt ihre Schwerter und fochten ritterlich. Da gelang dem Florens ein Streich, daß er den König durch den Helm in die Hirnschale hieb, und ihm das Haupt spaltete, also daß er ohnmächtig vom Rosse fiel. Schnell sprang Florens von seinem Pferd und setzte sich auf das Roß des erschlagenen Gegners, denn das seinige war schwer verwundet. Er rannte, so gut er konnte, der Stadt Paris zu. Aber sein eigenes Roß wollte ihn dennoch nicht verlassen, sondern lief ihm stets nach bis in die Stadt. Als nun die Heiden, welche hinten drein kamen, den König Alamphatin todt auf dem Boden liegen sahen, mochten sie vor großem Leid nicht mehr dem Florens nachrennen; auch hatte er einen großen Vorsprung gewonnen. Sie nahmen den erschlagenen König und begruben ihn unter großem Trauren und Wehklagen nach heidnischer Sitte. Darnach ritten sie wieder hinter sich zu dem Sultan und sagten

ihm, wie der Ritter, der als Bote ins Lager gekommen war, den König Alamphatin und noch zwei andere erschlagen habe, auch wie derselbe auf des erschlagenen Königs Pferd entritten, welches mehr Pfund Silber werth sei, als es wiege. Da wurde der Sultan fast rasend, er lief mit einem Prügel nach seinem Götzen, gab ihm vier harte Streiche an den Kopf und schrie: o du böser Gott Mahomets, du bist keines todten Hundes werth, daß du den Bastard hast entrinnen und den König Alamphatin erschlagen lassen, der mein Bruder ist. Darnach versammelte er all sein Volk, zeigte an, welch einen großen Schaden Florens angerichtet hatte, und sprach: meine lieben Herrn und Freunde, rüstet euch alle zur Wehr, denn die Stadt Paris muß zerstört werden, darnach das ganze Land. Ich will 80,000 Mann vor die Stadt schicken, und kommt König Dagobert und sein Bote in meine Hand, so müssen sie beide eines bösen Todes sterben. Als Marcebylla aus den Worten ihres Vaters vernahm, daß Alamphatin von Florens erschlagen worden, so freute sie sich und bat den Gott Mahomets, er möge den Ritter beschirmen, daß ihm nichts Leids geschehe.

Während sich die Heiden rüsteten, kam Florens glücklich vor die Stadt Paris; als er hineinritt, grüßte er den Thorwärter freundlich, er schenkte ihm das verwundete Roß und sprach: es schadet nicht, daß es wund ist; es wird bald wieder heilen und ist dann immer noch 50 Kronen werth. Der Thorwärter dankte auf den Knieen und sprach: lieber Herr, so oft ihr kommt, soll euch das Thor von mir willig aufgeschlossen werden. Von Stund an verbreitete sich die Kunde in der

Stadt, daß Florens wieder gekommen wäre, und Jung und Alt freute sich höchlich darüber. Florens aber ritt wieder durch die lange Gasse zu Dagoberts Palast und wurde von ihm freundlich aufgenommen, wie er es verdiente.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie die Stadt Paris von den Heiden zum andern Mal belagert wird, und Florens über die Seyne zu Marcebylla reitet.

Und es geschah, als der Sultan sein Volk gerüstet hatte, ließ er es vor die Stadt ziehen, um sie an drei Orten zu belagern. Die Dörfer um Paris herum verbrannten die Feinde, das Vieh trieben sie davon und die armen Leute hieben sie nieder. Als König Dagobert dieß vernahm, bot auch er seine Leute auf. Florens war nicht der Letzte, sondern der erste, der sich wappnete, und stattlich auf Alamphatins Roß sitzend erschien. Muthig zogen die Franken aus der Stadt, sie hatten allesamt geschworen, daß Keiner von dem Andern weichen, sondern Jeder mannlich streiten wolle. Da wurden die Heiden im Sturm angegriffen und war kein Fürst unter den Christen, der sich nicht wacker zum Streite schickte. Vor Allen stritt ritterlich der König von Frankreich; wohin er traf, stürzte Roß oder Mann. Auch Kaiser Oktavianus säumte sich nicht, sondern rannte mit seinem Speer hin und her und machte manchen Sattel leer. Der Fürst aus Oesterreich, der König aus Spanien und andere Fürsten hieben so viele Heiden nieder, daß man sie kaum zählen konnte; doch wollten die Heiden den Kampfplatz nicht verlassen, ohne zu siegen; sie

ſchlugen grimmig auf die Chriſten, und zuletzt war der König von Frankreich von den Heiden umſchloſſen. Manch harter Streich fiel auf ihn, aber es ſchadete ihm Nichts, denn ſein Harniſch war ſehr gut, und auch ſeine Hiebe trafen; aber ſein Roß wurde ihm unter dem Leibe erſtochen. Da ergrimmte er vor Zorn und er ſchlug um ſich wie ein zorniger Löwe. Als er aber zu ſehr bedrängt wurde, hub er an zu ſchreien: hilf Gott und du heiliger Dionyſius! Florens, der nicht ferne war, vernahm des Königs Stimme; ſchnell drang er durch die Reihen und hieb vor ſich eine weite Gaſſe. Der erſte, den er niederſtach, war der König aus Perſien; er nahm deſſen Roß, brachte es dem König von Frankreich und ſprach: gnädiger Herr, ſeid unerſchrocken, wir wollen eure Feinde bald dämpfen. Der König ſprach: habe Dank, lieber Florens, wann uns Gott aus der Noth hilft, ſo mußt du gewaltig werden in meinem Reiche. Da hub ſich die Schlacht von Neuem an, und geſchah ein ſolches Blutvergießen, wie ſeither nimmer erhört worden. Jetzt konnten die Heiden der Macht der Chriſten nimmer widerſtehen, ſie fingen an, zu fliehen, aber zu ihrem großen Nachtheil, denn Florens, Kaiſer Oktavian und der König von Spanien eilten ihnen nach auf zwei Meilen und erſchlugen auf der Flucht mehr denn 5000 Heiden. Da lag vor der Stadt Paris Mancher lahmgehauen, Mancher halbtodt, daß manchem frommen Mann vor Mitleid die Augen übergingen, denn Aecker und Wieſen auf zwei Meil Wegs weit und breit waren bedeckt mit todten Chriſten und Heiden; das Blut floß wie ein Bach, daß Mancher, der ſonſt geneſen wäre, ertrinken mußte. Der Heiden

fielen an 30,000, der Christen aber nur wenige. Darnach zog der König von Frankreich mit seinem Volk in Paris ein; das Thor wurde hinter ihm geschlossen, und auf der Mauer Tag und Nacht Wache gehalten. Gott dem Allmächtigen wurde sofort Lob und Dank gebracht, daß er die Heiden flüchtig gemacht hatte, und man flehte zu ihm, daß er ferner den Christen beistehen und Sieg über die Heiden verleihen möge.

Indessen kamen die Heiden flüchtig gen Dampmartin, und zeigten dem Sultan mit weinenden Augen die große Schmach an, welche sie vor der Stadt Paris durch die Christen erlitten hatten. Da sprach der Sultan: bei allen meinen Göttern, die Niederlage unsers Volkes darf nicht ungerochen bleiben: darum sollt ihr bald wieder auf sein, und 40,000 der Mannlichsten, die ich noch habe, müssen zum andern Mal die Stadt Paris belagern. Er berief die übrigen 7 Könige und sprach zu ihnen: ihr lieben Fürsten und Freunde, nehmet mit euch 40,000 Mann, und belagert die Stadt Paris; beim Gott Mahomets, fällt der Bösewicht in meine Hände, der den Riesenkönig so schändlich ermordet hat, fürwahr er soll die Zeche theuer genug bezahlen, denn mit vier Pferden will ich ihn in Stücken zerreissen lassen. Als Marcebylla diese Drohworte von ihrem Vater hörte, so bat sie in der Stille ihren Gott, er möge ihren lieben Florens behüten vor der Hand ihres Vaters. Sie sprach mit verstelltem Sinne zu ihrem Vater: möchte doch der Lecker in unsre Hand fallen, wie wollten wir an ihm unser Müthlein kühlen, denn er hat den Riesenkönig gar unredlich, vielleicht durch des Teufels Kunst, umgebracht. Darum, mein Vater, so ihr meinem Rathe

folgen möchtet, so wollte ich mich unterstehen, den Wicht in Eure Gewalt zu bringen. Der Sultan sprach: ach, liebe Tochter, wie möchte das möglich seyn? Ich will es euch deutlicher erklären, entgegnete Marcebylla. Mit meinen Jungfrauen samt Zelten und Rüstung will ich mit den 7 Königen vor Paris ziehen, und an dem Gestade des Wassers Seyne mein Zelt aufschlagen lassen. Sobald der schändliche Lecker von mir hören wird, wird er zu mir kommen, das weiß ich gewiß; dann sollen ihn meine Ritter in Stücken reissen, und euch sein Haupt bringen. Ihr habt recht geredet, schöne Tochter, sprach der Sultan, man muß eurem Rath folgen in allen Dingen.

Nun zogen die Heiden mit 40,000 vor die Stadt Paris und erhuben ein solch Geschrei, daß die ganze Gegend davon erzitterte. Als der König von Frankreich dieß vernahm, ließ er in der Stadt Lärmen machen, Alles mußte auf die Mauern laufen, und Pfeile und Steine auf die Heiden werfen, die in unzählbarer Menge gegen die Mauer rückten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wie Florens über die Seyne zu seiner geliebten Marcebylla ritt.

Während dieß geschah, hatte sich des Sultans Tochter am Seynefluß gelagert, und ihre Augen stets nach Florens gerichtet. Der aber wußte gar Nichts davon, denn er rüstete sich eben zu Hause und wollte aus der Stadt unter die Heiden reiten. Da kam ein edler Ritter

zu ihm und sprach: edler Herr, die Jungfrau, welche euch so wohlgefällt und die euch so gar hold ist, hat sammt ihren Jungfrauen ihr Lager am Seynefluß aufgeschlagen. Darüber ward Florens in Liebe entzündet und er sprach: edler Ritter, für diese eure Kunde sollt ihr Morgen zum Lohn eine Rüstung erhalten. Als es Morgen ward, wappnete sich Florens gar köstlich, und ließ auch dem Ritter eine Rüstung anlegen; dann ritten sie unverweilt der Seyne zu. Schon von Weitem ersah Florens seine geliebte Marcebylla, und auch sie erkannte ihren schönen Ritter, denn an seinem Helm führte er den Aermel, welchen er ihr einst abgerissen hatte. Indem sie ihn erblickte, mochte sie die Liebe nicht verbergen; ihre Farbe und ihr Blut verwandelten sich also daß es ihr die Gespielinnen ansahen, und sie fragten: was ihr anliege? Marcebylla sprach: euch allein will ich die Ursache offenbaren. Sehet, der Ritter, welcher auf uns zureitet, hat mich, seitdem ich bei ihm auf dem Pferde saß, so gar gefangen mit seiner Liebe, daß ich seiner nicht vergessen kann, und vor ihm weder bei Nacht noch bei Tag Ruhe habe. Ach! daß der Gott Mahomeths ihn in meine Arme führte, so würde ich gesund werden ohne Arznei; wo es aber nicht geschieht, so wird mir kein Arzt helfen können. Die Jungfrauen sprachen zu ihr: ihr sollt euch nicht fürchten, denn wir werden euch nicht verrathen; rufet euren Ritter nur herbei; wir Alle sind also gesinnet, daß wir Leib und Leben bei euch lassen wollen. Seid fröhlich und guter Dinge, ist der Ritter euch noch hold, so wird er von selbst herankommen, ist aber eure Liebe in ihm erblichen, so hilft all euer Trauern Nichts.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Lange bedachte sich Marcebylla, wie sie die Sache angreifen wollte; endlich sandte sie eine Jungfrau zu Florens, um ihm Nachricht von ihr zu geben. Als Florens hörte, wie Marcebylla eine Botin nach ihm schickte, und so großes Verlangen zu ihm trug, so hatte er von Stund an keine Ruhe mehr. Ob es gleich kein Geringes war, mit schwerem Helm und Küras über ein solch Wasser zu kommen, so wagte er es doch; er sprang mit seinem Pferd in den Fluß und Gott gab ihm Glück, daß er leicht hinüber schwamm und glücklich auf die andere Seite gelangte, wo die Zelte der Jungfrauen standen. Eben ging Marcebylla am Gestade spazieren; sobald sie ihren Ritter erblickte, trat sie eilend zu ihm, empfing ihn mit holdseliger Geberde und sprach: gelobt sei mein Gott, der euch hieher zu mir geführt; alle meine Liebe und Gunst sei euch zugesagt, dieweil ihr um meinetwillen solche Gefahr ausgestanden habt, und zu mir herüber geschwommen seid. Ach, schöne Jungfrau, erwiederte Florens, eure Liebe und Huld hat mich über das Wasser getragen; wenn euer Antlitz mich bescheint, mag mir nie Etwas mißlingen. Marcebylla sprach: „lieber Ritter, was große Schmerzen hab' ich erlitten um unsrer verborgnen Liebe willen, jetzt, wo euer Licht mir scheinet, bin ich gesund worden; aber gehet jetzt mit mir in mein Zelt, daß meine Jungfrauen und Diener nicht hören, was wir einander mittheilen." Hand in Hand schlichen Beide in das Zelt; hier legte Florens seiner Holden zu lieb Helm und Harnisch ab, auf daß sie ihn erst recht betrachten könnte. Sie umfingen einander und thaten gegenseitig ihre herzliche Liebe kund. Darauf sprach Marcebylla: lieber Florens, ich habe

euch meine Gunst und Liebe erzeigt, aber nur unter der Bedingung, daß ich eure eheliche Gemahlin werde. Mein Vater besitzt 30 Königreiche, also daß ich euch eine Königskrone aufs Haupt setzen kann; auch will ich euch zu lieb meinen Glauben verlassen und eine Christin werden. Wahrlich, holde Jungfrau, sprach Florens, es freut mich unendlich, was ihr eben sprechet; aber es wird Mühe kosten, euch von hinnen zu bringen. Wohl wird es nicht anders möglich werden, als wenn euer Vater, der Sultan, mein Gefangener werden wird; dann werdet auch ihr mir nicht entgehen. Marcebylla erwiederte: ach mein geliebter Florens, kein Mensch auf Erden vermag es, meinen Vater zu fahen, es sei denn, daß er von seinem guten Roß Pontifex verlassen würde, das er um die halbe Welt nicht gäbe, denn es ist schnell wie der Wind, auch so stark, daß zwei Ritter in vollem Harnisch darauf in den Streit reiten und sich wehren können. Es läuft so geschwind mit ihnen, als ob es nichts auf seinem Rücken trüge; durch das Wasser schwimmt es, wie ein Fisch im Meer, und ist seines Gleichen nie gesehen worden. Darum, so euch dieses Pferd werden möchte, würdet ihr keinen Menschen auf Erden fürchten dürfen. Florens fragte: was für eine Farbe hat das Roß Pontifex? Es ist ganz weiß, sprach Marcebylla, und trägt seinen Kopf allezeit aufwärts wie ein Löwe; mitten auf seiner Stirne hat es ein spitziges Horn, so scharf wie ein Scheermesser: was es damit trifft, das muß zu Grunde gehen.

Nun war fast eine Stunde vergangen, dieweil Beide mit einander sprachen; darum sprach Florens: die Zeit ist hie, daß ich von euch scheiden muß, doch

möchte ich gerne wissen, wie ich euch gen Paris bringe. Marcebylla entgegnete, ich will euch eine List angeben, welche euch dienen könnte, mich von hinnen zu bringen. Wenn es dazu kommt, daß mein Vater mit dem König von Frankreich zum Streit gelangt, was wohl nicht lange mehr anstehen wird, und wenn dann das Volk im Kampf durch einander gemengt ist, so müßt ihr euch aus dem Streite verlieren, ohne daß es Jemand wahrnimmt, und euch zu mir verfügen. Mein Vater vermuthet wohl unsere Liebe, aber er kann es doch nicht glauben, weil wir einen verschiedenen Glauben haben; würde er es wirklich inne, er würde mich wohl mit 4 oder 500 Mann hüten. Darum habt wohl Acht, daß ihr von Niemand gesehen werdet. Ehe ihr in die Schlacht reitet, bestellet ein Schiff, und sobald die Schlacht angeht, soll sich der Schiffmann nicht säumen, das Schiff zu mir herzuführen, dann will ich all meinen Schatz und meine Kleinode in das Schiff tragen lassen, mich mit sammt meinen Jungfrauen darein setzen und auf Paris zufahren. Dieser Vorschlag gefiel dem Ritter über die Maßen und er versprach, demselben getreu nachzukommen. Zärtlich nahm Florens von seiner Geliebten Abschied, dann legte er seinen Harnisch wieder an und sprach: nun befehl ich euch in den Schirm des allmächtigen Gottes, ihr mein Trost und meine Hoffnung. Marcebylla erwiederte mit Thränen: „o du Leben meines Lebens, wer weiß, wann ich dich wiedersehe, doch das bitt ich dich, laß mein Herz in dem deinigen beschlossen seyn; nur dir und keinem andern Mann auf Erden will ich unterthan seyn.“ Also schied Florens mit

einem freundlichen Kuß, und schwamm wieder über die Seyne; da wartete sein Begleiter noch auf ihn.

Kaum waren sie bei einander, so sah Florens einen Türken dahertraben, der ihn unter großem Geschrei zum Kampfe forderte. Florens säumte sich nicht, er legte ein, und rannte auf den Türken, daß er zu Boden fiel und ein Bein brach. Florens sprach zu seinem Begleiter: geschwind setzt euch auf des Türken Pferd, es ist viel stärker, als das eure, und der Ritter that also. Kaum konnte der Ritter das Pferd besteigen, so war er und Florens von 500 Heiden umgeben, welche Alle schrieen: ihr Hurenkinder, ihr sollt nimmermehr in die Stadt Paris kommen. Da rannte der Ritter, angethan mit einem guten Küras, durch den Haufen, also daß Mancher vor ihm zu Boden fiel. Auch erstach er einen Admiral aus Persien, daß ihm die Eingeweide herausliefen und er vom Pferde sank. Florens sprach zu seinem Begleiter: du edler Ritter, du hast dich wohl gehalten. Beide Ritter schlugen so gewaltig um sich, daß die Heiden wie der Schnee zerstäubten. Als die in der Stadt von Ferne die beiden Ritter in so großer Noth sahen, so eilten sie ihnen zu Hülfe, und hieben sie aus den Heiden heraus. Aber sie konnten nicht mehr weiter streiten, denn die Heiden mehrten sich dermassen um sie, daß sie in die Stadt umkehren mußten. Von Stund an ward dem König Dagobert angezeigt, wie Florens über die Seyne geritten wäre. Er ließ alsbald den Ritter rufen und sprach zu ihm: nun, was macht die holde Marcebylla? wahrlich, ihr habt große Liebe zu ihr, daß ihr um ihretwillen durch das Wasser geschwommen seyd; ihr zu Ehren wird noch mancher

Heide ins Gras beißen müſſen. Das könnte wohl geſchehen, ſprach Florens mit lachendem Mund, denn meine Hoffnung ſteht allein zu ihr; darum ſoll noch mancher Heide ſein Leben zum Pfande geben. Nun beurlaubte ſich Florens mit gebeugtem Knie vor dem König und ritt heim zu ſeinem Vater, der ihm gar freundlich entgegen kam. Florens erzählte ihm, wie es ihm ergangen war, auch von der Liebe zwiſchen Marcebylla und ihm, und wie er ſie bald nach Paris bringen wollte; zugleich berichtete er ihn von dem Roß Pontifex. Clemens fragte: was hat das Roß für eine Farbe? Es iſt ganz weiß, wie ein Schwan, ſagte Florens, und hat ein langes Horn auf der Stirne, ſo ſcharf wie ein Scheermeſſer. Liebſter Gott, ſprach Clemens, da iſt es wohl ungezäumt und ſchwer anzugreifen, ſo es ein Horn trägt; doch wollte ich es verſuchen, ſo es mir werden möchte. Darüber lachte Florens und hielt des alten Mannes Rede für einen Spaß. Aber Clemens ließ ſich von ſeinem Weibe ſeinen Pilgermantel und Hut reichen, womit er beim heiligen Grab geweſen war; den Mantel legte er halb an, und machte ſein Angeſicht mit einer Salbe ſchwarz wie eine Kohle; einen ſchwarzen langen Bart hatte er ohnedieß. So ſah er einem Heiden nicht ungleich, alſo daß Alle lachen mußten. Darnach nahm er ſeinen Pilgerſtab zur Hand und ſprach: nun behüt euch Gott alle mit einander, ich will nicht wieder heimkehren, ich habe denn das köſtliche Roß Pontifex erhalten. Und Clemens Hausfrau ſo wie Florens ſammt dem ganzen Hausgeſind konnten das Lachen nicht verhalten, und doch freuten ſie ſich, daß der alte Mann ſo leichtſinnig war. Aber ſie glaubten nicht, daß es ihm gelingen

würde. Alſo fuhr Clemens davon, und hub an zu hinken, ob ihm gleich kein Leid gebrach.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Wie Clemens zum Sultan kam, und das Roß Pontifex mit Liſt davon brachte.

Und es geſchah, als Clemens noch nicht lange gegangen war, kam er unter die Heiden; er grüßte Alle bei dem Gott Mahomets. Er verſtand nämlich die heidniſche Sprache gar wohl, da er lange über Meer geweſen war. Die Heiden dankten ihm wieder bei Mahomets Gott, denn ſie gedachten, er wäre ein Heide. Alſo ging Clemens ſo lange, bis er gen Dampmartin kam, wo der Sultan ſein Lager hatte. Er hatte zuvor Alles überdacht, was er mit dem Sultan reden wollte. Sobald er in deſſen Zelt trat, nahm er demüthig ſeinen Hut ab, kniete vor dem Sultan nieder, grüßte ihn und ſprach: Der Gott Mahomets, welcher Tag und Nacht erſchaffen hat, und den Bäumen und allen Kräutern Blüthe gibt, wolle den großmächtigen König und Sultan von Babylonien ſegnen! Großmächtiger König und Herr, um eurer Majeſtät willen, und aus Unterthänigkeit habe ich dieſen großen Weg unternommen, und bin mit großer Mühe in euer Lager gelangt, in der Meinung, Etwas zu ſchaffen, was eurer Majeſtät angenehm wäre. Der Sultan dankte dem Alten bei ſeinem Gotte und ſprach: ſag' an, mein Pilger, wie lebt man in unſrem Land? ſagt man nicht, wie ich großen Schaden erlitten habe? ich habe manchen

Heiden verloren, vor Allen den Riesenkönig, darüber ich jetzt noch oft in Zorn gerathe. Aber, bei Mahomet, ungerochen soll es nicht bleiben, sondern ich will Strafe ergehen lassen; nun sprich, mein Pilger, was gibt es Neues? Allergnädigster Herr, sprach Clemens, ich will es euch nicht vorenthalten: als ich aus unserm Lande zog, da bat Jedermann den Gott Mahomets, daß er es euch nicht mißlingen lasse, sondern Macht gebe, Frankreich zu verderben, ehe ihr wieder heimkehret. Der Sultan sprach: ich werde nicht weichen, bis Frankreich zu Grunde gerichtet ist; aber ich möchte gerne wissen, was deine Handthierung ist. Clemens antwortete: ich bin ein erfahrner Meister über alle Pferde; es ist kein Pferd so groß oder wild, von dem ich nicht sagen könnte, wie alt es ist, auch wie lange es leben soll; es wäre denn, daß ich nicht darauf zu sitzen käme: sobald ich aber darauf sitze, will ich sogleich sagen, wie alt es werden wird. Du bist ein kunstreicher Meister, sprach der Sultan und ich freue mich deiner Ankunft, ich habe ein Roß, das mir sehr lieb ist, das kannst du besehen, denn seines Gleichen ist auf Erden nicht. Großmächtiger König, sagte Clemens, sobald ich das Roß besteigen darf, will ich euch die rechte Wahrheit sagen, wie lang es leben wird. Alsbald ließ der Sultan das Pferd bringen; es war mit zwei silbernen Ketten angelegt, und wurde mit einem Zaum von schönem rothem Sammt aufgezäumt, darin hieng ein Gebiß von feinem Silber, und silberne Panzer daran. Auf der Seite war das Gebiß mit klarem Gold eingelegt, und mit Rubinen, Saphiren, Jaspis und Amethist besetzt. Als Clemens das Roß ansah, ward ihm sehr

bange, ſonderlich vor dem ſpitzigen Horn; auch war es ſonſt gar greulich anzuſehen, er kehrte ſich um, neigte ſein Haupt und den Pilgerſtab, und bat Gott innig, er möchte ſein Vorhaben gelingen laſſen. Nun, alter Vater, begann der Sultan, wie gefällt dir mein Roß? beſieh es dir recht an, und ſage mir Etwas von ſeinen Manieren und Tugenden. Clemens ſprach: es ſoll geſchehen, ſobald ich darauf ſitze. Da ſagte der Sultan: lege Sporen an, dann will ich dir das Roß ſatteln laſſen. Alſo wurde das Roß geſattelt, und der Stegreif wohl verſorgt; dann führte man es in ſeiner köſtlichen Rüſtung vor den Sultan. Je länger dieſer das Pferd anſchaute, deſto größere Freude hatte er daran und ſagte zu den Fürſten: habt ihr euer Lebenlang ein ſo ſchönes und ſo ſtarkes Thier geſehen? es iſt wohl werth, daß es der Alte beſchaue. Er hieß den Clemens aufſitzen. Der warf Pilgermantel und Hut vor dem Sultan auf den Boden, legte die Sporen an, und trat mit dem Pilgerſtab in der Hand zu dem Roß, um darauf zu ſitzen. Das Roß ſtellte ſich gar ungeberdig, und als es den unbekannten Reiter ſah, der auf ſeinen Rücken ſitzen wollte, ſo ſchlug es mit ſeinen Hinterfüßen ſo hart aus, daß Clemens vier Schuh rückwärts geſtreckt wurde. Da hätte einer den Sultan und ſein Volk ſollen lachen ſehen. Man wollte ihm wieder aufhelfen, aber Clemens ſprang alsbald wieder auf ſeine Füße und mußte mit weinenden Augen ſelbſt mitlachen; dann gab er dem Roß mit ſeinem Stab einige Streiche, und führte es ſo lang am Zaum herum, bis er darauf kam. Als Clemens auf dem Roße ſaß, die Füße in den Bügeln und den Zaum in den Händen hatte, fing

er an, mit dem Sultan alſo zu reden: fürſichtiger Sultan von Babylon, euch ſei mein Pilgermantel ſamt Hut für das Roß Pontifex geſchenkt und damit Gott befohlen, denn ich will den nächſten Weg gen Paris reiten. Mit dieſen Worten gab Clemens dem Roß die Sporen, und das hub an zu laufen, nicht anders, als wie ein Vogel, der durch die Lüfte zieht. Als der Sultan ſah, daß er ſo ſchmählich um ſein Roß betrogen war, ſo fiel er vor Schrecken wie todt zu Boden. Nachdem er wieder zu ſich kam, hub er an, zu klagen; er rief wohl 600 ſeiner Ritter zu ſich, und befahl ihnen, dem Diebe nachzueilen; wer ihn bekäme, dem wollte er hundert Mark Silber geben. Sie jagten ihm nach, aber es war umſonſt, denn er ritt mit ſeinem Pferd ſchneller als der Wind; ehe ſie noch auf ihre Pferde kamen, war Clemens wohl vier Meilen geritten, und pries ſeinen Gott, daß er ihn ſo glücklich davon kommen ließ. Bald aber merkte er an dem Staube, der hinter ihm aufſtieg, daß die Heiden ihm nacheilten. Daher eilte Clemens noch mehr, um noch bei guter Zeit nach Paris zu kommen; es wäre ihm wirklich noch gelungen, aber die Thore wurden zu bald geſchloſſen. Da wurde dem alten Manne Angſt, denn er ſah nahe hinter ihm die Heiden, welche ſchrieen: ei du Verräther, du mußt von unſern Händen ſterben! Clemens rief kläglich dem Thorwärter zu: ach! thut das Thor auf, denn ich habe bei mir des Sultans gutes Roß; wenn ihr mich nicht gleich einlaſſet, ſo muß ich ſterben. Zum Glück ſtand Florens auf der Mauer. Als er ſeines Vaters Stimme hörte, ließ er ihm ſogleich das Thor öffnen. Schnell ſchlüpfte Clemens hinein, aber die Heiden waren ihm

so nahe, daß sie ihn beinahe noch vor dem Thor erwischten. Gegen diese machten die Christen alsbald einen Ausfall; 200 wurden auf der Flucht erschlagen, die andern entrannen. Sobald das Thor hinter ihm wieder zugeschlossen war, saß Clemens vom Pferd, führte es seinem Sohne zu und sprach: dieses köstliche Roß sei dir geschenkt, mein Sohn Florens; ich habe es mit meiner Kunst dem Sultan abgewonnen. Verwundert sprach Florens: lieber Vater, ich danke euch herzlich für diese schöne Gabe; wahrlich, ihr habt männlich gethan, daß ihr solches vollführt.

Florens saß jetzt auf das Roß Pontifex, und tummelte es auf dem freien Platze vor mehr als 200 Personen, die ihm zusahen, darunter auch mancher Fürst und Herr war. Auch König Dagobert und Kaiser Oktavianus kam herbei, um das Roß zu besehen. Besonders König Dagobert hatte große Lust an dem Pferd und sprach: wahrlich, mein Florens, wenn mir ein solch Pferd geschenkt würde, so wollte ich keinen Heiden mehr fürchten. Da nahm Florens das Roß beim Zaum und sprach also zum König: mein Herr und König, erst kürzlich habe ich so große Ehre erlangt und bin von eurer Majestät zum Ritter geschlagen worden; darum bitte ich euch, nehmet dieß Roß von mir an als eine Verehrung. Dagobert nahm das Roß gnädig an, dankte dem Ritter und sprach: nun begehre du auch Etwas von mir. Gnädigster Fürst, sprach Florens, ich stelle es eurem Willen anheim. Darauf beschenkte ihn der König mit zwei Schlössern und Herrschaften in seinem Land; auch der alte Clemens blieb nicht unbelohnt für seine Mühe. Darauf wurde in des Königs

Palast ein herrliches Fest gehalten, desgleichen zuvor nie Statt gefunden hatte.

Indessen kehrten die Heiden gar traurig wieder um zu dem Sultan und berichteten ihm, wie ihnen der Pilger entronnen sei. Da hub er an, gräßlich zu schreyen, als ob ein Teufel in ihn gefahren wäre; aus grimmigem Zorn schlug er seinen Götzen beinahe zusammen, und beschloß, zum dritten Mal Paris zu belagern. Er schwur bei Mahomet, daß er nicht weichen wolle, bis er die Stadt zerstört hätte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wie eine große Schlacht vor der Stadt geschah, und Florens seine Geliebte gen Paris führte.

Bald hatte sich der Sultan mit seinem Volk vor die Stadt gelegt; zunächst an derselben ließ er sein Zelt aufschlagen. Oben auf diesem Zelt stand ein Adler von feinem Gold, seinen Schnabel der Stadt Paris zugekehrt, um die Zerstörung der Stadt Paris anzudeuten. Er wartete nicht lange, sondern ließ sein Volk bald zum Sturm mahnen. Also zogen die Heiden und Türken mehr denn 12,000 Mann stark, mit Aexten und Spießen heran, und huben an, zu stürmen; die in der Stadt aber waren auch nicht träge, und wehrten sich also, daß mancher Heide mit seinem Leib den Graben füllen mußte.

Darnach rief König Dagobert seine Ritterschaft zusammen und sprach: liebe Herren, laßt euch Frankreich befohlen sein; wir wollen nicht länger verziehen,

ſondern ritterlich auf die Feinde ſchlagen; denn wo wir länger warten, wird ſich ihr Hauſe mehren; gehen wir aber gleich daran, ſo können wir von der Stadt aus den Sieg erlangen, denn Gott wird uns nicht verlaſſen. Die Herren waren damit einverſtanden, und ein Jeder ging nach ſeinem Harniſch und ſeiner Wehre. Wohlgerüſtet verſammelte ſich die Ritterſchaft und das Kriegsvolk; dann wurde das Thor aufgethan, um die Chriſten hinauszulaſſen. Voran gingen die Fußknechte, dann folgte der reiſige Zeug.

Auch die Heiden hatten eine Ordnung gemacht, ſo gut es ihnen möglich war, denn ſie ſahen wohl, daß es zu Streichen kommen würde. Bald eröffnete ſich auf beiden Seiten der Angriff. Dagobert ſaß auf dem Roß Pontifex und ſchlug ſo mannlich auf die Heiden, daß ſie wie die Mücken zu Boden fielen. Als der Sultan den König von Frankreich auf dem Roß Pontifex ſitzen ſah, ward er voll Grimm, und rannte auf den König los, ſo daß er ihn faſt durchrannte; aber Gott der Allmächtige behütete den frommen König, daß er nicht tödtlich getroffen wurde, denn das Speereiſen glitt von ſeinem guten Harniſch ab. Dagobert legte ſeinen Speer auch ein und rannte gegen den Sultan mit ſolcher Kraft, daß derſelbe wohl empfand, wie er kein Kind vor ſich habe. Als der Sultan mit ſeinem Schwert dem König nahe kommen wollte, traf ihn das Roß Pontifex mit ſeinem ſcharfen Horn auf die Bruſt und verwundete ihn ſo hart, daß er zur Erde fiel. Darüber freute ſich Dagobert gar ſehr, daß das Roß ſeinen eigenen Herrn zu Boden ſtieß, behend war er mit ſeinem Schwert da, um dem Sultan das Haupt abzu-

hauen, aber bei 500 Heiden kamen ihm zu Hülfe, und umringten den König Dagobert. Sie hielten so lange die Streiche von dem Sultan ab, bis er wieder auf sein Pferd kam, und sich wieder wehren konnte. Jetzt erhub sich erst recht das Schlachtgetümmel. Florens hieb so mannlich ein, daß auf jeden Streich ein Heide zu Grunde ging. Desgleichen thaten auch alle Andern, waren es Herrn oder Knechte. Das brachte den Heiden großen Schaden und das Lachen vergieng ihnen.

Während die Schlacht am hitzigsten war, machte sich Florens unvermerkt aus der Ordnung, und ritt zurück in die Stadt Paris, wo er ein Schiff bestellt hatte, das seiner wartete. Darein saß er und hieß die Schiffleute eilends fahren, damit er recht bald zu seiner geliebten Marcebylla käme, welche mit Sehnsucht auf ihn harrete. Als er die Jungfrau erblickte, grüßte er sie und sprach: jetzt ist es Zeit, gen Paris zu fahren. Da fiel ihm Marcebylla um den Hals und rief: o mein geliebter Florens, wie glücklich bin ich, daß ich diesen Tag erlebt habe! Inzwischen wurden die Kleinodien in das Schiff getragen; Florens und Marcebylla nebst ihren Gespielinnen säumten sich nicht lange, sondern traten in das Schiff und fuhren der Stadt zu. Unter kurzweiligen Gesprächen kamen sie bald gen Paris, denn die Schiffleute fuhren eilends. Nun führte Florens seine Geliebte sammt ihren Jungfrauen in seines Vaters Clemens Haus; er bestellte ihr zwanzig Knaben, die ihrer warten sollten; dann führte er sie in ihre Kammer, auf daß sie Ruhe haben möchte, und sprach zu ihr: nun behüt euch Gott, geliebte Jungfrau, ich muß wieder von euch scheiden, denn es ruft mich in die

Schlacht; aber seid unbekümmert, denn ich werde in kurzer Zeit wieder bei euch seyn. Marcebylla befahl ihren Geliebten dem allmächtigen Gott, denn von dem Gott Mahomets wollte sie Nichts mehr wissen. Sie hatte, während sie Beide auf dem Schiffe fuhren, unter Anderm auch von Florens Unterricht in dem christlichen Glauben erhalten. Indessen ritt Florens gar freudig wieder in die Schlacht als einer, der schon zum Voraus seine Beute empfangen und versorgt hatte. Bald begegnete ihm einer der Könige, welche damals um den Sultan saßen, als er seine Botschaft von König Dagobert überbrachte; den rannte er zu Boden, daß er das Genick brach. Dann stürzte er noch tiefer in den Haufen der Heiden, und hieb viele nieder, aber zuletzt war er von denselben rings umgeben. Da kam König Dagobert ihm eilends zu Hülfe; und jetzt stritt Florens wieder mannlicher, denn zuvor.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wie Kaiser Oktavianus und Florens von den Heiden gefangen wurden.

Während dieß geschah, gerieth der Sultan, welcher manchen Christen niedergehauen hatte, mit Kaiser Oktavianus in Streit. Oktavianus rannte mit dem Speer gegen ihn, daß er augenblicklich vom Pferde fiel. Er hätte ihn wohl schwer getroffen, aber der Sultan war so stark gewappnet, daß er ihn nicht verletzen mochte. Die Heiden setzten ihren Sultan wieder auf sein Pferd, der hub an und schrie seinem Volke zu: wird der schänd-

liche Verräther nicht von euch gefangen, ſo werde ich euch nimmer hold ſein. Als die Heiden das hörten, ſchlugen ſie alle auf den Kaiſer und erſtachen ihm das Pferd unter dem Leibe; da wurde er traurig, aber er wollte ſich nicht gefangen geben, ſondern hieb noch manchen Heiden nieder. Aber bald konnte er ſich nimmer wehren; ſein Helm wurde ihm zerſchlagen und ſein Leib ſehr verwundet. Umſonſt ſchrie er ſeinem Volke zu, denn es war ferne von ihm. Endlich zerſprang ihm noch ſein Schwert, da mußte er ſich ergeben. Dennoch ſchlugen die Heiden auf ihn und hätten ihn beinahe zu Tode getroffen. Da erſah Florens die Noth des Kaiſers, und rannte flugs unter den Haufen. Als ihn Oktavianus erblickte, rief er: ach du edler Florens, ſtehe mir bei. Florens verließ jetzt nicht mehr den Kaiſer, und ſchlug ſo tapfer unter die Feinde, daß kein Streich fehl ging. Als die Heiden den Schaden empfanden, wollte ein Jeder auf Florens den Todesſtreich führen; das Roß wurde ihm unter dem Leibe erſtochen, alſo daß er zu Boden fiel. Aber er ſprang bald wieder auf die Füße und hieb um ſich, wie ein grimmiger Löwe. Den Heiden rief er zu: ihr habt mich noch nicht gefangen, es müſſen zuvor eurer noch mehrere auf den Köpfen tanzen. Da wurden die Heiden noch grimmiger; Oktavianus und Florens wehrten ſich ritterlich, aber zuletzt mußten ſie ſich gefangen geben, denn ſie waren vom Fechten zu Fuß müde geworden. Sie wurden beide vor den Sultan geführt und ſeiner Gewalt überantwortet. Der Sultan ließ ſie hart binden und in ſein Zelt führen. Florens war ſehr betrübt; er dachte ſtets an ſeine geliebte Marcebylla, wiewohl er ſchon auf

das Leben verzichtete; er bat Gott in seinem Herzen, er möge seine Seele bewahren. Desgleichen that auch Oktavianus. Die Heiden banden die beiden Herren so fest, daß die Stricke bis in das Fleisch gingen, und führten sie in des Sultans Zelt ab.

Indessen suchte König Dagobert seine beiden Freunde vergebens in der Schlacht! Niemand wollte Etwas von ihnen wissen. Da ward er traurig und entrüstet; er ließ sein Volk zusammenkommen und sprach: lieben Freunde, wir wollen von den Heiden nicht lassen, sondern sie ganz und gar aus dem Lande jagen; entweder will ich verderben oder siegen. Darum seid standhaft und fechtet ritterlich. Das gelobten die Fürsten und Herren, und gingen von Stund an noch kräftiger auf die Heiden los. Diese waren aber alleweg zehen gegen einen Christen; das war für die Christen ein großer Schade, und sie wären beinahe in die Flucht geschlagen worden. Da stellte sich König Dagobert mitten in die Ordnung: die Krone Frankreichs prangte auf seinem Haupte: wäre diese verloren gegangen, so wäre es übel um die Christenheit gestanden. König Dagobert betete mit lauter Stimme gen Himmel: „heiliger Dionysius, beschirme die Krone Frankreichs, daß sie nicht vertilgt werde; dann will ich ausbauen dein Münster, und Mönche darein setzen, die Gott und dich täglich preisen müssen." In dieser Bedrängniß that Gott auf wunderbare Weise den Christen seine Hülfe kund. Er ließ über die Heiden eine Verblendung kommen, daß es ihnen vorkam, als käme bei Matreburg in das Lager der Christen ein fremdes Volk zu Hülfe, die waren alle mit weißen Kleidern angethan, und schienen mehr denn 20,000 zu

seyn. Auch kam dem König von Frankreich eine Stimme zu Ohren, die sprach: Dagobert, sei unverzagt und streite tapfer gegen die Heiden; die weißen Ritter werden dir zu Hülfe kommen. Da faßte der König wieder Muth, er schrie seinem Volke zu: schlaget tapfer auf die Heiden, bis daß sie müde werden zu streiten. Wirklich brachen auch die weißen Ritter von Gott gesandt, von hinten in die Feinde und umringten sie; in kurzer Zeit fielen mehr denn 2000 Heiden. Als der Sultan sah, wie es den Seinigen ergieng, da sprach er zu seinem Volke: verflucht sei die Stunde, da ich nach Frankreich kommen, lasset uns fliehen, ehe die weißen Ritter uns alle umbringen. Also kehrten sich die Heiden um und nahmen die Flucht. Da rannten ihnen die Franzosen nach und jagten sie den weißen Rittern in die Hände, von denen sie wie die Mücken zu todt geschlagen wurden. Wer die weißen Ritter hätte streiten sehen, müßte sich verwundert haben. Auch die Christen säumten sich nicht, und hieben unter die Heiden, daß Aecker und Matten mit Leichnamen überdeckt wurden, und ein solches Morden in Frankreich nie erlebt worden war.

Noch auf der Flucht erhielt der Sultan die Nachricht, wie viel Volks erschlagen war, und seine Tochter Marcebylla gen Paris geführt worden wäre. Da fieng er an erbärmlich zu schreien; und als er in sein Zelt kam, lief er zu seinem Götzen, welcher von Gold und Silber köstlich gemacht war, und Perlen und Edelsteine um sein Haupt hatte; er hieb ihm das Haupt ab und stieß es in einen Sack, denn er besorgte, wenn es in die Gewalt der Christen käme, würden sie es

mit sich davon führen. Zu seinem Volk aber sprach er: liebe Freunde, es wird Noth haben, daß wir uns bald von hinnen machen; sehet aber zu, daß die beiden Gefangenen wohl verwahret sind, und führet sie mit uns über Meer in unser Land; an ihnen will ich meinen Schaden rächen und sie sollen mir die Zeche bezahlen. Kein Gold noch Silber, ja aller Welt Gut nehme ich nicht dafür, daß ich sie habe; ich will sie mit vier Pferden zum Galgen schleifen lassen und sie dort mit meinen eigenen Händen in Stücke hauen. Oktavianus und Florens wurden bald inne, was man mit ihnen vorhabe, darum riefen sie flehentlich zum Himmel, daß er sie von den Heiden erlösen möge. Diese führten sie mit Sailen und Stricken am Halse gebunden einher; auch waren Beide so jämmerlich zerschlagen, daß es zu erbarmen war. Bei Dagobert und seinem Volke war laute Klage um sie, weil Niemand wußte, wohin Beide gekommen waren.

Wir lassen die armen Gefangenen, und erzählen von Oktavianus anderem Sohne und der Kaiserin.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Von des Kaisers Oktavianus zweitem Sohn, genannt Lion, wie der dem König von Akris wider den Türken half.

Als die fromme Kaiserin gen Jerusalem kam und von dem redlichen Edelmann in die Herberge aufgenommen worden war, nahm sich derselbe auch ihres Kindleins an, und erzog es. Das Kind, welches den Namen Lion behielt, weil es von einer Löwin gesäugt worden

war, wurde ſtark und mannlich, und war ſchön und wohlgezogen, alſo, daß es die ganze Welt lieb gewann. Der Knabe erwies ſeiner Mutter große Ehre und Gehorſam, darum wurde er von Jedermann geprieſen.

Es geſchah aber zu derſelben Zeit, daß der türkiſche Kaiſer wider den König von Akris Krieg führte und mächtig zu Felde lag. Von ungefähr kam der junge Lion an des Königs Hof, und begehrte bei ihm in Dienſte zu treten. Der König von Akris nahm ihn freundlich auf, und ließ ihm einen ſtarken Harniſch ſammt aller Rüſtung machen, denn der edle Lion gefiel dem König gar wohl. Lion war ein Chriſt, denn ſeine Mutter hatte ihn zu Jeruſalem taufen laſſen. Die Löwin, nach welcher er in der Taufe genannt wurde, hatte ihn bisher nicht verlaſſen, und er brachte ſie auch mit ſich an den Hof des Königs von Akris. Als Lion von dem Krieg mit dem türkiſchen Kaiſer hörte, ſo bat er den König, er möchte ihm vergönnen, auch an dem Krieg Theil zu nehmen; er wolle ſeine Stärke gegen die Türken verſuchen und nimmer von dem König weichen, bis der Krieg zu Ende wäre. Das gefiel dem König von Akris und alsbald machte er ihn zu einem oberſten Fähndrich über ſein Volk.

Alſo zog der König zu Feld gegen die Türken, und die Löwin ging auch mit Lion. Die beiden Haufen trafen zuſammen und es wurde gar ritterlich gefochten auf beiden Seiten. Lion kämpfte ſo mannlich unter den Heiden, daß ſie alle ihm weichen mußten. Manchen Türken hieb er nieder, alſo, daß er von denen, welche ihn ſahen, ſehr gelobt wurde. Die Löwin an ſeiner Seite ließ es auch nicht fehlen, und rieß manchen Türken

in Stücke. Mit der Hülfe Lions und seiner Löwin wurde so mannlich gestritten, daß der türkische Kaiser gefangen wurde, und die übrigen Türken, welche nicht den Wahlplatz bedeckten, fliehen mußten. Darüber war der König von Akris sehr erfreut; er dankte ihm und sprach: du edler Ritter, all mein Gut soll in deiner Gewalt sein. Nachdem die Schlacht vorüber war, wollte der türkische Kaiser dem König einen Eid schwören, nie mehr gegen die Christenheit zu kriegen, aber der König von Akris nahm es nicht an und ließ ihm das Haupt abschlagen. Damit war der Krieg beendigt. Darnach rief der König den jungen Lion vor sich und befragte ihn über seine Geburt. Lion zeigte ihm an, was er von seiner Mutter gehört hatte. Der König ließ sie alsbald holen und sprach zu ihr: werthe Frau, ist es euch nicht zuwider so sagt mir, von welchem Geschlecht ihr seid? Die Kaiserin sprach: allergnädigster König, Oktavianus, der Kaiser von Rom, ist mein ehlicher Gemahl. Zugleich erzählte sie ihm Alles, was sich bisher zwischen ihr und dem Kaiser begeben hatte. Als der König das vernahm, war er sehr betrübt und sprach: wahrlich, ihr habt Unrecht gethan, daß ihr so manches Jahr in meinem Lande gewohnet, und mir solches nicht zu wissen gethan habt; ich hätte euch nicht so lange im Elend gelassen: aber seid getrost, ich will nunmehr mit euch theilen, was ich habe. Die Kaiserin dankte dem König von Herzen. Während sie noch mit einander redeten, trat Lion vor den König und sprach: großmächtigster König, ich bitte euch unterthänig, daß ihr mich eures Dienstes entlasset. Ihr habt von mir und meiner Mutter gehört, wie ich so unschuldig enterbt worden bin; darum bin

ich Willens, über das Meer zu fahren zu dem König von Frankreich; er ist ein Freund des Kaisers und wird, wie ich hoffe, es dahin bringen, daß meine Mutter wieder in ihre vorige Würde eingesetzt werde. Der König sprach: eure Bitte ist ganz billig und soll euch erfüllt werden schon wegen der Dienste, die ihr mir in Betreff der Heiden erwiesen. Darum sollt ihr auch von mir eine rechte Summe Gelds erhalten; dazu will ich euch geben 1000 wohlgerüstete Reiter, und sie selbst besolden, damit ihr keine Kosten mit ihnen habt. Dankbar nahm Lion und seine Mutter diese Gabe von dem König an; sie verabschiedeten sich sodann von ihm, und er wünschte ihnen noch alles Glück zu ihrem Vorhaben.

Nun trat Lion mit seiner Mutter und den ihm zugegebenen Rittern alsbald den Weg an. Sie fuhren schnell über Meer und kamen in kurzer Zeit in der Lombardei an. Da begegnete ihnen ein junger Ritter, der aus Frankreich war. Lion grüßte ihn und sprach: lieber Freund, ihr seid wohl, eurer Kleidung nach zu urtheilen, aus Frankreich gebürtig. Der Ritter antwortete: wohl, ihr habt recht gesehen; es sind noch nicht vier Tage vergangen, daß ich zu Paris bei dem König war. Lion fragte weiter, ob der König Dagobert zu Paris Hof hielte, und wie es ihm erginge? Der Ritter sah den jungen Lion an und sprach: Herr, ich sollte meinen, ihr spottet meiner mit solchen Fragen, denn die Heiden sind ja in Frankreich eingefallen und haben fast das ganze Land verheert. Obwohl Könige und Fürsten aus der ganzen Christenheit mit großer Macht dem König zu Hülfe gekommen sind, konnten sie doch den Heiden keinen Widerstand leisten, da diese

mehr denn 200,000 Mann ſtark waren. Darum glaube ich, ſo ihr dem frommen Dagobert mit eurem reiſigen Zeug würdet zuziehen, würde er euch eine gute Belohnung geben, weil er die Hülfe ſehr bedarf, denn alle Fürſten, Einheimiſche und Fremde, haben in die Stadt Paris zurückweichen müſſen. Alſo ziehet dem König Dagobert zu, es wird nicht euer Schade ſeyn; damit ſeid Gott befohlen. Die Kaiſerin öffnete ihren Geldſäckel und ſchenkte dem Ritter eine Krone; der fuhr von dannen. Nun trat Lion unter ſeine Ritter und ſprach: ihr lieben Herrn und Ritter, ſeyd wohlgemuth, denn fürwahr, das Glück will uns gut, daß wir in des Königs von Frankreich Dienſte kommen, da wir Guts gewinnen werden; auch hoffe ich, daß mein Vorhaben dadurch gefördert werde. Zu ſeiner Mutter aber ſprach er: ſeid fröhlich; denn ich will es, ſo Gott will, dahin bringen, daß ihr bald wieder zu Rom die Krone auf dem Haupte traget. Möge Gott euch Gnade verleihen, ſagte die Kaiſerin, daß euer Vorhaben einen Fortgang habe.

Ihr lieben Herrn, ſprach Lion weiter zu ſeinen Rittern, ihr habt um meinetwillen euer Vaterland verlaſſen, deſſen will ich gedenken; nun uns Gott geholfen hat, daß wir in das von den Heiden bedrängte Land kommen, ſo ſeyd kühn und beſorgt, denn wir wollen, ob Gott will, Ehre einlegen. Seid nur alle Augenblicke bereit, zu ſtreiten, denn fürwahr, es däucht mich, als ob Kriegsvolk zu Roß uns nahe käme; vielleicht mögen es die Heiden ſeyn, welche in Frankreich eingefallen ſind. Darum laßt uns eine Ordnung machen, wo es vonnöthen iſt, wider ſie zu ſtreiten.

Lion war mit seinen Rittern noch nicht lange geritten, so stießen sie auf mehr denn 1000 Heiden zu Roß und zu Fuß. Es war der Sultan, welcher nach der dritten Schlacht vor Paris flüchtig geworden war, und nun mit seinem ganzen Volk auf dem Rückweg nach Babylonien sich befand. Die beiden Gefangenen, Oktavianus und Florens, führten sie mit sich, zusammengebunden mit Stricken, wie die Jagdhunde, und trieben sie mit Prügeln, daß es zu erbarmen war. Beide klagten jämmerlich und sprachen zu einander: o frommer König Dagobert, Gott wolle dich bewahren; fürwahr, wir werden einander nimmermehr sehen, aber doch sei Gott gelobt, daß die Heiden von uns Christen überwunden worden sind. Auf der andern Seite führte der Sultan große Klage wegen seiner Tochter Marcebylla, die nach Paris entführt worden war.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Wie Lion sammt seiner Löwin mit den Heiden stritt und den Sultan gefangen nimmt; auch wie er seinen Vater und Bruder befreit.

Nun rückte Lion den Heiden so nahe, daß er erkannte, wie es das Volk war, von dem ihm der junge Ritter gesagt hatte; auch sah er, wie die Leute von der Flucht noch ganz müde waren. Weiter gewahrte er auch, wie der Sultan die Königskrone auf dem Haupte trug, aber so traurig blickte, als ob es ihm in Frankreich nicht gar sehr behagt hätte. Darum sprach Lion zu seinen Rittern: seid unerschrocken vor dem Volk, das

uns entgegenkommt, denn es sind Heiden, die gegen Christum streiten; deßhalb wollen wir sie anrennen, sie sind vor dem König in Frankreich flüchtig worden. Da sprachen Alle, sie seien bereit, nach seinem Willen zu thun; die Löwin aber, welche um Lion war, begann mit ihren Klauen in die Erde zu scharren, als wollte sie anzeigen ihre Begierde, recht viele Heiden zu erwürgen; dadurch gewannen alle Versammelten ein fröhliches kampfbegieriges Herz. Seiner Mutter rief Lion zu: seid getrost, denn wir wollen die Heiden gehörig empfangen, und Niemand unter ihnen leben lassen, ausgenommen die zween Gefangenen, die sie mit sich führen. Mit diesen Worten führte er seine Mutter an einen sichern Platz, wo sie das Treffen ohne Gefahr abwarten konnte; darnach wenn die Schlacht vorüber wäre, wollte er sie wieder abholen. Inzwischen kamen die Heiden so nahe heran, daß es zu einem Angriff kommen mußte. Lion mit seinen Rittern rannten so mannlich unter die Heiden, daß in kurzer Zeit die Hälfte derselben unter ihren Streichen fiel. Die Löwin ließ es auch nicht fehlen: sie machte eine weite Gasse um sich her, und zerriß manchen Heiden. Als sie von ungefähr von einem Türken wund geschlagen wurde, ward sie so sehr erzürnt, daß sie noch viel mehr um sich her tobte und wüthete, also, daß ihr kein Türke noch Heide nahen wollte; die Löwin kam zuletzt so tief in den Haufen der Heiden, daß sie den Sultan erreichte, und mit großem Ungethüm ihn anfiel und zu Boden rieß; ja sie hätte ihn erwürgt und in Stücke zerrissen, wenn Lion es nicht verhindert hätte; er nämlich schloß aus dem adelichen Wesen des Bedrängten, daß es ein König

und Oberſter der Heiden ſeyn möchte. Doch ſtellte ſich Lion, als wollte er dem Sultan das Haupt abſchlagen, bis er um Gnade bat, ſich und ſein Schwert übergab, und großes Gut zu geben verſprach, ja ſogar ſeinen Gott, als den, der ſich unmächtig erzeigt hatte, abzuſchwören ſich erbot. Darüber war Lion ſehr erfreut und er ſchenkte dem Sultan das Leben; aber er ließ ihm ſeine Hände hart binden und ihn an einem Strick zu ſeiner Mutter führen. Indeſſen hatten die Ritter und die Löwin unter den Uebrigen ſo gehaust, daß wenige Heiden mehr übrig waren.

Als die Schlacht vorüber war, trat Lion zu dem Kaiſer und zu Florens und ſprach: liebe Herrn, ſagt mir die Wahrheit, von wannen ihr ſtammet, denn ich bin es, der euch erlöſen will. Oktavianus ſprach: lieber Herr, ich will euch die Wahrheit nicht verhehlen; ich bin der römiſche Kaiſer Oktavianus, und dieſer mein Genoſſe heißt Florens, und iſt fürwahr ein mannlicher Held. Wir ſind von den Heiden während der Schlacht gefangen worden, und wollen nun gerne eure Gefangene ſeyn, auch nach eurem Willen thun; wollet ihr uns aber dem König Dagobert aus Frankreich überliefern, ſo wird er euch dermaſſen begaben, daß ihr nimmer in Armuth kommen möget.

Als der Jüngling Lion dieſe Rede hörte, konnte er vor Freuden nimmer reden, denn er erkannte wohl, daß er ſein leiblicher Vater wäre, wiewohl er ihn ſein Lebenlang nie geſehen hatte; ſeine Mutter hatte ihm ja geſagt, daß Oktavianus ihr Gemahl und ſein Vater ſei. Darum lobte er Gott, daß er ihm ſeinen Vater auf ſolche Weiſe zuführte; er ſprach: mein lieber Herr,

ſagt mir, ob ihr je eine Gemahlin zur Ehe gehabt? Ja, entgegnete Oktavianus, und wegen ihr bin ich der Allertraurigſte auf Erden; ich glaube gewiß, daß all das Traurige, was ich bis auf dieſen Tag erlitten, meiner Sünden Schuld ſei, weil ich meine Gattin unſchuldiger Weiſe ſo freventlich behandelt habe.

Wie denn? fragte Lion, als wüßte er Nichts von der Sache. Oktavianus fuhr fort: ſie war fromm gegen mich und Jedermann, und ich hatte ſie von Herzen lieb, aber wegen einer auf ſie erdachten Bosheit habe ich ſie aus meinem Lande vertrieben. Dieſe Bosheit kam von meiner Mutter her; meine Gemahlin gebar mir zwei ſchöne Söhne. Da überredete mich meine Mutter, ſie wären nicht von meinem Saamen. Darum wollte ich meine Gattin verbrennen laſſen, aber es wurde für ſie gebeten und ich ſchickte ſie mit ihren Kindern ins Elend. Gar oft und viel hat es mich ſeither gereut und ich habe keine Freude noch gute Stunde mehr gehabt. Als der Kaiſer Alles, was ſich begeben, nach einander erzählt hatte, ſprach Lion: lieber Herr und Kaiſer, wie nennt ſich euer Mitgenoſſe? Oktavianus erwiederte: er nennt ſich Florens; aber meiner Lebtage habe ich keine zwei Männer geſehen, die einander von Geſicht und Geberde ſo gleich geweſen, als ihr; darum ſollte man glauben, ihr wäret zween leibliche Brüder.

Bald konnte ſich Lion nimmer enthalten, er ſprach: lieber Herr und Kaiſer, wenn eure Gemahlin vor eure Augen geſtellt würde, glaubt ihr, daß ihr ſie kennen würdet? Fürwahr, ſehr wohl, entgegnete der Kaiſer; aber, Gott erbarms, ich bin wohl ſicher, daß ich ſie nicht mehr ſehen werde. Da nahm Lion den Kaiſer

bei der Hand und sprach: folget mir nach, beide Herrn. Er führte sie dem Orte zu, wohin er vor der Schlacht seine Mutter gebracht hatte. Sobald die Kaiserin von weitem ihren Gemahl erblickte, erkannte sie ihn; und als sie ihn ansah, mußte er vor Freuden weinen, denn das Blut konnte sich nicht verbergen. Als nun alle Vier beieinander waren, sprach Lion zu dem Kaiser: lieber Herr, sehet diese Frau an, ob sie die ist, welche ihr aus dem Lande verbannt habt? Oktavianus durfte die edle Frau nicht lange ansehen; er erkannte sie alsbald als seine Hausfrau, darum empfing er sie mit weinenden Augen, nahm sie in seine Arme und küßte sie herzlich. Sie aber fiel mit lautem Schluchzen ihrem Herrn und Gemahl um den Hals, und küßte ihn mehr denn hundert Mal, da sie seiner so lange beraubt gewesen war. Da konnte man große Freude sehen. Der Kaiser bat seine Gemahlin um Verzeihung, erzählte ihr Alles, was durch seine Mutter boshafter Weise verübt worden war und verhieß ihr feierlich, daß er in Kurzem zu Rom die Kaiserkrone auf ihr Haupt setzen wolle. Dann fragte er seine Gemahlin, ob der Jüngling Lion, der ihn gefangen und erlöst habe, ihr Sohn wäre? So wahr wir hier beisammen stehen, ist er euer und mein Sohn, sprach die Kaiserin; durch Gottes Gnade ist er ein beherzter Mann geworden. Aber wegen des andern Sohnes bin ich sehr bekümmert, denn ich habe ihn elendiglich verloren. Der Kaiser nahm seinen Sohn Lion freudig in die Arme und gab ihm vor grosser Liebe einen Kuß um den andern. Darüber hatten Alle, die umher standen, eine große Freude, daß der Vater seinen Sohn und die Mutter ihren Gemahl wieder

gefunden hatte. Die Kaiserin aber sah immer nur den Florens an, trat ihm näher und sprach: lieber junger Ritter, sagt mir, von wannen ihr seid? Denn wahrlich, ihr und mein lieber Sohn Lion sehen einander gar ähnlich von Geberden und Angesicht. Florens antwortete: fürwahr, gnädige Frau, ich weiß nicht, wo ich geboren bin, aber das weiß ich, daß mich ein Bürger von Paris gütig erzogen hat; der sprach bald zu mir, er habe mich gezeugt, bald, er habe mich am Gestade des Meeres gekauft. Darum kann ich nichts Bestimmtes über meine Geburt sagen. Die Kaiserin fing an zu bedenken, daß Florens ihr anderer Sohn sein könnte, auch ihr ganzes Geblüt bewegte sich fortan, darum sprach sie: junger Ritter, ich glaube durchaus, daß ich euch unter meinem Herzen getragen, daß ich eure Mutter und der Kaiser euer Vater sei. Gott gebe, daß der Bürger von Paris euch gefunden oder gekauft habe. Aber, um die Wahrheit zu erfahren, wollen wir miteinander zu dem frommen König Dagobert gen Paris ziehen, denn sobald er den Kaiser und euch sehen wird, wird er sich freuen, weil er nicht anders glaubt, denn daß der Sultan von Babylon uns das Leben genommen habe. Darüber freute sich Lion sehr; er theilte der Heiden-Gut den Rittern aus, und dankte ihnen ihres gutwilligen Dienstes. Also rückte der ganze Hause gen Paris. Zuvor schon hatte König Dagobert Botschaft erhalten, wie Oktavianus und Florens kommen würden, auch wie diese zween durch des Kaisers leiblichen Sohn erlöst worden wären. Das hatte den König von Frankreich ungemein erfreut, und er dankte Gott inbrünstig für diese Gnade, denn er vermeinte, beide

wären nimmer am Leben. Auch Marcebylla erfuhr es, daß ihr lieber Florens in kurzer Zeit bei ihr erscheinen würde. Dagobert zog jetzt mit des Sultans Tochter, so wie allen Rittern und Edlen dem Kaiser Oktavianus entgegen bis vor die Stadt Paris, und empfing ihn und den edlen Florens mit großen Freuden. Da umarmten besonders Marcebylla ganz brünstig ihren geliebten Florens; sie konnte vor übergroßer Liebe kein Wort hervorbringen, denn das Blut war ihr zum Herzen gestiegen. Als sie wieder zu sich kam, sprach sie, o du Trost meines Lebens, sei mir willkommen, wie konntest du mich so lange verlassen? Florens neigte ihr freundlich; und hiemit ritten sie Alle, der Kaiser mit Florens und Lion, auch der frommen Kaiserin, sammt ihrer Ritterschaft in die Stadt ein.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wie der Sultan mit seiner Tochter getauft wird, und Florens dieselbe zur Gattin erhielt; auch wie er von seiner Mutter anerkannt wird.

Und es geschah, als sie gen Paris kamen, überlieferte der edle Lion dem König Dagobert alsbald seinen hohen Gefangenen, den Sultan, wofür er viel Dank und Ruhm empfing. Manch Freudenfeuer wurde in der Stadt angezündet, wegen Erlösung der beiden Gefangenen, auch Gott zu Lob, daß der Sultan, der ärgste Feind der Christen also gefangen war. Er und seine Tochter wurden an einem und demselben Tage von dem Bischof zu Paris getauft, und der edle Florens

in großen Ehren mit seiner Geliebten zur Kirche geführt und vermählt. Es wurde eine gute Ehe, denn die Ge-

schichte sagt, daß sie ihr Lebenlang einander mit keinem bösen Wort erzürnet haben. Dem Sultan wies der König von Frankreich eine eigene Landschaft an, doch mußte er seine Wohnung am Hofe des Königs haben; auch wurde er des Königs oberster Rath und Regent im Reiche.

Nun schickte König Dagobert nach dem Bürger Clemens, der den edlen Florens so lang erzogen hatte, auf daß man endlich erfahren möchte, aus was Ge-

schlecht Florens geboren wäre. Fröhlich und wohlgemuth war Clemens, da er seinen Florens wieder erlöst sah. Als König Dagobert die Drei, den Kaiser Oktavianus, den edlen Florens und Lion ernstlich ins Auge faßte, da erkannte er aus langem Anschauen, daß Oktavianus der beiden Brüder Vater wäre. Darum rief er den alten Clemens zu sich und sprach: höret mir zu, ich habe Etwas mit euch zu reden; bei der Treue, die ihr meiner königlichen Krone geschworen, verhehlet mir die Wahrheit nicht, oder ihr sollt nicht ungestraft bleiben: ist der Jüngling Florens von eurem Saamen geboren? Gnädigster Herr und König, entgegnete Clemens, eure königliche Majestät soll wissen, daß Florens nicht von meinem Saamen geboren ist, sondern auf dem Meere hab' ich ihn gekauft und dreißig Dukaten um ihn gegeben; sie sagten mir, sie haben das Kind einem edlen Ritter mit Gewalt genommen und der habe es zuvor einem Affen abgestritten, der es an einem Brunnen gestohlen habe. Sobald die Kaiserin diese Rede hörte, rief sie: es ist wahrlich mein Sohn, denn er ist mir in einem großen Walde gestohlen worden. Mit diesen Worten lief sie zu Florens, und küßte ihn mit großer Freude mehr denn hundertmal. Als der Kaiser so seine Gemahlin und beide Kinder wieder gefunden hatte, gingen ihm vor Freuden die Augen über. Auch Dagobert bezeugte seine große Freude und sprach zu dem Kaiser: das ist wahrlich eine wunderliche Geschichte, daß euch Gott Alle wieder so lieblich mit einander vereiniget hat.

Oktavianus sprach: ja das ist fürwahr eine große Gabe von Gott; nun bitte ich euch, ihr wollet mir erlauben, daß ich mit meiner lieben Ehegemahlin und meinen

Söhnen wieder nach Rom reisen möge. Ihr habt recht, sprach Dagobert, aber wenn es euch gefällig wäre, wollte ich den Florens bei mir behalten, denn ich will ihm eine schöne Landschaft in Frankreich zutheilen, und ihm auf alle Weise meine Hülfe erzeigen, so viel ich kann. Der Kaiser schlug dem König seine Bitte nicht ab. Aber mit der Reise stand es noch lange, wohl zehn Tage an, denn die Herren wollten sich noch recht lustig machen. Erst am eilften Tage ritt Oktavianus mit seiner Gattin und seinem Sohn Lion aus der Stadt Paris den Weg gen Rom zu. König Dagobert und Florens gaben ihnen das Geleite. Als es aber an ein Scheiden ging, und der Kaiser dem König ein Lebewohl sagte, hub derselbe an zu weinen, und sprach zu seinem Sohn Florens: nun segne dich Gott, mein lieber Sohn; halte dich redlich mit dem König und sei ihm willig und gehorsam, denn er hält dich in großen Ehren. Florens erwiederte: es soll also geschehen. Nun schied der Kaiser Oktavianus mit seiner Ritterschaft von dannen, und ritt so lange, bis er gen Rom in die Stadt kam. Auch gedachten die Römer noch ihres Kaisers, denn gar köstlich zogen sie ihm entgegen, und empfingen ihn gar lieblich. Sobald der Kaiser in der Stadt war, setzte er der Kaiserin eine köstliche Krone auf das Haupt, und dadurch vergaß die fromme Kaiserin alles vorigen Leids und wurde wieder erfreuet.

Als der Kaiser gen Rom kam, fragte er alsbald, wo seine Mutter sei, die zwischen ihm und seiner Gemahlin eine solche Verrätherei zugerichtet habe? Das Hofgesinde sprach: eure Mutter ist vor langer Zeit gestorben, aber sehr unchristlich, denn vor ihrem Ende ist

sie taub und wahnsinnig worden, also, daß man sie mit einer starken Kette hat binden müssen, bis sie den Geist aufgegeben; und das Alles um ihrer Sünden willen. Der Kaiser lebte von nun an sehr geehrt unter den Seinen; noch lange freute man sich über die wunderbare Geschichte, so sich mit dem Kaiser und seiner Gemahlin, so wie ihren beiden Söhnen zugetragen hatte.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Wie Lion zum Ritter geschlagen war, zum Turnier ritt, und mit der Tochter des Königs von Spanien vermählt wurde.

Und es geschah, als Kaiser Oktavianus eine Zeitlang mit seiner Gemahlin in Freuden lebte, da berief er eines Tags seine Fürsten und Herrn zusammen und eröffnete ihnen, daß er seinen Sohn Lion zum Ritter zu schlagen gedenke; damit waren Alle zufrieden. Also wurde der edle Lion mit großer Feierlichkeit von seinem Vater zum Ritter geschlagen, und Jedermann freute sich des neuen Ritters. Nun begab es sich um dieselbe Zeit, daß der König in Spanien ein Turnier ausschrieb an alle Könige und Fürstenhöfe, also, wo ein mannlicher Ritter wäre, der seine Kraft und Mannheit versuchen wollte, der solle sich in die Stadt Valencia in Spanien verfügen; allda würde ein Jeglicher seines Gleichen finden. Als Lion davon hörte, so säumte er nicht lange, sondern gebot etlichen seiner Ritter, sich auf das Turnier zu rüsten, was auch alsbald geschah; da nun alle Dinge bereit und zugerüstet waren, ging Lion zu seinem Vater,

und bat ihn, daß er ihm erlauben möge, auf das Turnier zu reiſen, was derſelbe auch willig ihm vergönnte.

Alſo nahm Lion von ſeiner Mutter, der Kaiſerin, Abſchied, und ritt mit 200 wohlgerüſteten Rittern gen Valencia, da er von dem König von Spanien gar herrlich empfangen wurde; ſie raſteten daſelbſt acht Tage, bis daß alle Ritterſchaft zuſammen kam. Darnach ließ der König einen hübſchen Turnierplatz zurichten und ausrufen: wo ein Ritter wäre, der turnieren wollte um ein Kränzlein, welches des Königs Tochter Roſamunda ſelbſt verfertigt hatte, derſelbe ſolle ſich des andern Tags bei guter Zeit mit ſeiner Rüſtung auf den Platz verfügen. Lion konnte es kaum erwarten, bis der Tag anbrach und die Sonne aufging; er ließ ſich alsbald ſeine Rüſtung bringen, die war vornen auf der Bruſt mit feinem arabiſchem Gold geſchmelzt, darin viel köſtliche Edelſtein verſetzt waren. Auf ſeinem Helm führte er einen Löwen von klarem Golde, der trug ein eingewickelt Kind in ſeinem Maul. Lion ritt den nächſten Weg auf den Platz, da er manchen kühnen Ritter fand; aber keiner war ſo wohl gerüſtet, wie Lion, darum wurde er von Jedermänniglich beſchauet. Als nun die Zeit kam, daß man zuſammentreffen ſollte, da theilten ſich die Ritter in zween Haufen; aber Lions Begleiter wollten nicht von ihm weichen, ſondern ſie hatten ſtets Acht auf ihn. Alſo legten die Ritter die Lanzen ein und rannten mit großer Begierde gegen einander, ſo daß von Manchem der Sattel geräumt ward. Lion ſäumte nicht, ſondern Alle, die ihm vorkamen, rannte er zu Boden. Als Roſamunda, die mit ihren Jungfrauen auf den Zinnen ſtand, den edlen Lion ſo ritterlich fechten ſah, hätte ſie gern gewußt, wer doch

der Ritter wäre, der einen goldenen Löwen auf seinem Helm führte. Das Turnier währte fünf Stunden. Als es vorüber war, zog Jedmänniglich wieder in seine Heerberge; auch Lion legte seine Rüstung ab und begab sich dann wieder zu dem König nebst seinen Begleitern. Als es nun Zeit war, zu Tische zu sitzen, und die Ritterschaft sich versammelt hatte, da kam Rosamunda mit ihren Jungfrauen in den Saal; sie trug eine goldene Krone auf ihrem Haupt, und auf der Krone war ein Kränzlein, welches sie dem Ritter geben wollte, der im Turnier das Beste gethan hätte. Wie sie also vor ihrem Vater stand, hub er an und sprach: liebe Herrn und Ritter, hier ist das Kränzlein, so dem Ritter gehört, der am mannlichsten gestritten; fragt ihr, wer der sei, so ist

meine Meinung, daß es der Ritter mit dem güldenen Löwen auf dem Helme am meiſten mit Würdigkeit trage. Welcher nun derſelbige iſt, der melde ſich, damit ihm die gebührende Ehre geſchehe. Lion, welcher hinter den Andern ſtand, ſchämte ſich, es ſelbſt anzuzeigen. Als aber der König ernſtlicher nach dem Ritter fragte, da trat einer von Lions Begleitern herfür und ſprach: hier ſtehet der, nach dem ihr fraget. Alſo mußte Lion herfür und vor den König treten. Da nahm Roſamunda das gewundene Kränzlein von ihrem Haupt, und ſetzte es Lion auf, ſprechend: edler Ritter, dieſes Kränzlein möget ihr wohl mit Ehren tragen, denn wahrlich, ihr habt ritterlich gefochten. Lion dankte ihr, indem er ſich tief verneigte, und trat dann wieder zu ſeinen Genoſſen. Darnach ſetzte man ſich zu Tiſch, aber man ſetzte Lion und Roſamunda zuſammen; die aßen wenig und vertrieben ſich die Zeit mit freundlichen Geſprächen. Während dieſer Geſpräche entzündete ſich zwiſchen Beiden ein unauslöſchliches Feuer der Liebe, alſo, daß ſie am Ende Beide verſtummten und keines mit dem andern mehr reden konnte, ſondern daß ſie nur Seufzer ausſtießen. Der König von Spanien merkte dieß, und fragte deswegen heimlich, wer der Lion wäre? darauf wurde ihm zur Antwort, daß er des Kaiſers Oktavianus Sohn wäre, worüber ſich der König ſehr verwunderte. Als man vom Tiſche aufſtund, führte der König den Lion und Roſamunda in ſein Gemach und ſprach zu Lion: lieber Herr und guter Freund, wir haben wohl vermerkt, daß ihr und meine Tochter große Liebe zu einander traget; ſo euch nun beliebt, will ich euch meine Tochter zum Ehgemahl geben. Erfreut antwortete Lion: gnädigſter Herr,

ich bin allezeit geneigt, euren königlichen Willen zu erfüllen. Auf solches zog der König einen Ring von der Hand und vermählte Lion mit Rosamunda. Darnach hielt man eine köstliche Hochzeit. Bald darauf nahm Lion Urlaub von dem König in Spanien, und zog mit Rosamunda und seinen Rittern wieder nach Rom, wo er von seinem Vater gar wohl empfangen wurde.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wie Florens zu einem König in England gekrönet war, und Alles ein schönes Ende nahm.

Indessen diente Florens dem König von Frankreich drei Jahre. Darnach, als er den König Dagobert verließ, kamen die Fürsten aus England gen Frankreich, und klagten vor dem König, wie ihr Herr und König gestorben wäre und keinen Erben hinterlassen habe, auf den die Krone übergehen könnte; darum baten sie ihn fleißig, er möchte ihnen einen König vorschlagen, der sie regieren und wider ihre Feinde schirmen möge.

Der König sprach zu ihnen: bei der Treue, die ich Gott schuldig bin, ich wüßte keinen auf Erden, der es füglicher sein möchte, denn Florens, der Sohn des römischen Kaisers Oktavianus, denn, wo nächst Gott dieser nicht gewesen wäre, so wäre mein Land von den Ungläubigen zu Grunde gerichtet worden. Darum liebe Herrn und Freunde, einen bessern Rath kann ich euch nicht geben. Die englischen Fürsten waren dieses Raths sehr froh, und sprachen: Dieweil ihr uns dazu rathet, so wollen wir diesem Rathe folgen, und den edlen Florens

zu einem König wählen, denn wir haben von seiner Tugend und seinen männlichen Thaten schon oft sagen gehört. Alsbald ließ Dagobert die Sache seinem lieben Florens kund thun, und sprach ihm zu, diese Gabe anzunehmen. Florens war bereitwillig, sich dem Regiment über England zu unterziehen; und dankte dem König Dagobert dafür, daß er die Fürsten auf ihn gelenkt habe. Also ward Florens mit großen Ehren in St. Dionysii Münster geführt, und von dem König von Frankreich zum König über England gekrönt. Aber Florens wollte seinen Vater Clemens mit dessen Hausfrau, so wie deren Sohn Claudius, nicht von ihm lassen: sie mußten alle drei mit ihm gen England ziehen. Also zogen sie durch Brabant, saßen dann mit einander auf's Meer, und schifften nach England hinüber; zu London wurde Florens und König Dagobert gar herrlich empfangen von den Fürsten und Herrn. Darnach ward dem Neuerwählten ihre Statut und ihr Regiment vorgelesen, dasselbe zu halten, wie es einem frommen König gebührt; darein willigte Florens und schwur ihnen, dasselbe zu halten. Nach diesem beabschiedete sich König Dagobert von allen Fürsten und Herrn, besonders von König Florens und Marcebylla, bat ihn noch freundlich, sein Reich weislich zu regieren, und kehrte wieder um in sein Land.

Das that auch König Florens mit Gottes Beistand, darum wurde er auch von seinem ganzen Volk in Ehren gehalten. Bald bescheerte Gott den beiden Eheleuten einen schönen Sohn, der wurde Wilhelm genannt, und wuchs auf in allen Tugenden, also daß er von allen Menschen geliebt und geehrt wurde. König

Florens besuchte gar oft den König von Frankreich, und dieser hinwiederum den edlen Florens: es kam nie zu einer Uneinigkeit zwischen England und Frankreich, so lang diese beiden Herren regierten, welche für die männlichsten in der ganzen Christenheit gehalten wurden. Nach etlichen Zeiten starb Florens und seine Gemahlin Marcebylla nicht lange nach ihm; Beide wurden von allem Volk in England sehr beklagt und beweint. Darnach wurde sein Sohn Wilhelm König an seiner Statt und ihm ward zur Gemahlin gegeben eine schöne Königin aus Portugal. König Wilhelm war ein großer Freund der christlichen Kirche, hielt gut Recht, sorgte für Arme wie für Reiche, darum er von seinem Volk sehr geliebt wurde. Unter seinem Vater Florens und ihm erlitt England keinen Schaden weder durch Krieg noch sonst, sondern wurde immer ein reicher Land. — Also endet die Historie von Kaiser Oktavianus und seinen Söhnen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

7984